

Das Blättchen

Zweiwochenschrift für Politik, Kunst und Wirtschaft

Jürgen Leibiger	Blinde Flecken der Vermögensanalyse
Stephan Wohanka	Das gespaltene Land
Otfried Nassauer	Angriff auf den Teststoppvertrag?
Georg Rammer	Bedrohliche Sicherheit
Hubert Thielicke	Frieden en détail
Jörg Lutter	David gegen Goliath in Ecuador
Wolfgang Brauer	Fontanes Leidausstellung
Alfons Markuske	Thüringer Quartett – Erfurt
Renate Hoffmann	Eine Sommergeschichte
Hannes Herbst	Stippvisite in Wrocław
Ulrich Kaufmann	Kafka in Weimar
Mathias Iven	Verrückt nach Italien
F.-B. Habel	Der Mensch im Dokumentarfilm
Bettina Müller	Der Satansbraten
Eckhard Mieder	Ode an einen Apfelbaum
Erhard Weinholz	Neues aus meinem Krankenhaus
Dieter Naumann	„... ein unschuldiges Ding von Städtchen“
XXL: Erhard Crome	Zum Hitler-Stalin-Pakt
Vor 90 Jahren: Rudolf Arnheim	Die Bilder in der Zeitung

22. Jahrgang (XXII)

N^o 14

8. Juli 2019

Erscheint jeden zweiten Montag:

www.das-blaettchen.de

Jürgen Leibiger: Blinde Flecken der Vermögensanalyse	1
Stephan Wohanka: Das gesplattene Land	3
Otfried Nassauer: Angriff auf den Teststoppvertrag?	5
Georg Rammer: Bedrohliche Sicherheit	7
Hubert Thielicke: Frieden en détail	9
Jörg Lutter: David gegen Goliath in Ecuador	11
Wolfgang Brauer: Fontanes Leidausstellung	13
Alfons Markuske: Thüringer Quartett – Erfurt	15
Renate Hoffmann: Eine Sommergeschichte	17
Hannes Herbst: Stippvisite in Wrocław	18
Ulrich Kaufmann: Kafka in Weimar	20
Mathias Iven: Verrückt nach Italien	21
F.-B. Habel: Der Mensch im Dokumentarfilm	22
Bettina Müller: Der Satansbraten	24
Eckhard Mieder: Ode an einen Apfelbaum	25
Erhard Weinholz: Neues aus meinem Krankenhaus	26
Dieter Naumann: „... ein unschuldiges Ding von Städtchen“	27
Antworten	29
Bemerkungen	30
XXL: Erhard Crome: Zum Hitler-Stalin-Pakt	35
Impressum	37
Vor 90 Jahren: Rudolf Arnheim: Die Bilder in der Zeitung	38

Blinde Flecken der Vermögensanalyse

von Jürgen Leibiger

Alle Jahre wieder veröffentlichen Beraterfirmen, Finanzunternehmen, Zeitschriften und Forscher ihre Vermögensanalysen. Und seit Jahren gibt es die immer gleichen Befunde: Die Vermögen steigen und die Vermögensschere geht weiter auseinander. Erst jüngst hat die *Boston Consulting Group* ihren „Global Wealth Report 2019“ veröffentlicht. Bedauernd wird festgestellt, das globale Vermögen sei 2018 mit 1,6 Prozent deutlich langsamer als in den vorangegangenen Jahren gestiegen. Es bedürfe deshalb des neuerlichen Entfachtens seines radikalen Wachstums. „Reigniting Radical Growth“ titelt die Studie. Die Anzahl der Dollar-Millionäre sei auf weltweit 22 Millionen gestiegen; sie sollen über etwa die Hälfte des globalen Finanzvermögens verfügen und das Wachstumstempo ihrer Vermögen liege, obwohl langsamer als in den Jahren zuvor, trotzdem über dem Durchschnitt. Die Vermögensschere zwischen ihnen, dem Mittelstand und den Armen muss sich also weiter geöffnet haben.

Die Schlussfolgerungen dieses Berichts und der Reports von *Allianz* oder *Credit Suisse* und anderer richten sich auf Strategien, wie Kapitalanleger besser beraten werden können, welche Vermögensportfolios am renditeträchtigsten sind und welche neue Klientel gewonnen werden könnte. Es geht also darum, die Superreichen, die *Ultra High Net Worth Individuals* (UHNWI), noch reicher zu machen. Überlegungen bezüglich der zurückbleibenden Armen sind in diesen Studien nicht zu finden.

Auch die Deutsche Bundesbank veröffentlichte die Ergebnisse ihrer jüngsten Vermögensbefragung für Deutschland. Danach nahmen die durchschnittlichen Nettovermögen, also die Bruttovermögen abzüglich der Schulden, von 2014 bis 2017 „auf breiter Basis“ zu. Der Abstand zwischen den Vermögen der oberen und denen der ärmsten zehn Prozent hat sich freilich weiter erhöht. Lag er 2010 bei 442.000 Euro, so beträgt er heute 555.000 Euro. Das obere Zehntel der Haushalte besitzt 55 Prozent der Nettovermögen, etwas weniger als die Jahre zuvor, die ärmere Hälfte hat seit Jahren unverändert gerade einmal 3 Prozent. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich die Vermögenden nicht nur generell kaum, sondern, wie die Bundesbank anmerkt, zuletzt sogar noch weniger als früher an der Befragung beteiligten, wodurch es wahrscheinlich zu einer Untererfassung von Betriebsvermögen am oberen Rand gekommen sei. Nur 10 Prozent der Haushalte verfügen über solches Betriebsvermögen; 11 Prozent besitzen Aktien und 16 Prozent besitzen Fondsanteile. Alle drei Vermögenskategorien konzentrieren sich vor allem bei den reichen Haushalten. Dies gilt zwar nicht so stark, aber doch nicht unerheblich auch für das Immobilienvermögen, das bei der ärmeren Hälfte der Haushalte überhaupt keine Rolle spielt.

Die Bundesbank beschränkt sich ausdrücklich auf eine deskriptive Darstellung der Vermögenslage. Das gilt für die Mehrzahl aller Vermögensstudien. Zu den Ursachen der Öffnung der Vermögensschere findet sich selten ein Hinweis. Ist das doch einmal der Fall, dringt er kaum in die Tiefen sozial- und polit-ökonomischer Zusammenhänge vor. Im wichtigsten Lexikon der Welt, bei *Wikipedia*, findet sich mit Verweis auf den renommierten Wirtschaftswissenschaftler Dietmar Brümmerhoff folgende, an Ignoranz kaum zu überbietende Erklärung: „Für die Ungleichheit der Vermögensverteilung spielen das ererbte Vermögen, der Lebenszyklus und die persönlichen Fähigkeiten die wesentliche Rolle.“ Und selbst ein kritischer Geist wie Thomas Piketty, dessen bahnbrechende Arbeit über „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ eine wahre Lawine einschlägiger Untersuchungen auslöste, blieb auf halbem Wege stehen. Er führt die seit etwa 40 Jahren wieder wachsende Ungleichheit auf eine die Wachstumsrate des Bruttoinlandsprodukts (g) übersteigende Kapitalrendite (r) zurück. Über die sozialen Prozesse, Kräfteverhältnisse und Auseinandersetzungen, die sich in dieser Relation niederschlagen, erfährt man viel zu wenig. Überhaupt scheinen sich viele Ökonomen für eine solche Analyse nicht zuständig zu fühlen.

Für einen tieferen Blick ist es hilfreich, den Vermögensbegriff genauer unter die Lupe zu nehmen. Es werden Bestandsgrößen zusammengefasst, die wirtschaftlich völlig unterschiedliche Funktionen haben. Unter Sachvermögen zum Beispiel werden Schmuck- oder Kunstgegenstände genauso verstanden wie selbstgenutztes Wohneigentum oder Betriebsvermögen. Und das Geld auf einem Sparkonto oder in einer Versicherungspolice gilt genauso als Finanzvermögen wie ein Aktienbestand oder ein Fondsvermögen. Diese und weitere Vermögensgrößen haben nichts gemeinsam, außer dass sie Bestandsgrößen sind, die sich in einem monetären Wert darstellen lassen und zu einem bestimmten Zeitpunkt aggregiert werden können. Der Ursache der polarisierenden Vermögensentwicklung ist aber nur auf die Spur zu kommen, wenn eine funktionale Unterscheidung zwischen diesen Beständen vorgenommen wird. Obwohl ihre monetären Größen addiert werden können, ist die Eigentumswohnung, die eine Berliner Familie selbst bewohnt, wertfunktional etwas völlig anderes als die Wohnung gegenüber, die vielleicht der Aktiengesellschaft Deutsche Wohnen gehört. Im Unterschied zur selbstgenutzten Wohnung dient eine vermietete Wohnung der Kapitalverwertung; der Vermieter will eine Rendite erzielen. Sie bildet Kapital, ein sich verwertender, ständig in Bewegung befindlicher Wert. Und die immer weiter aufklaffende Vermögensungleichheit hat ihre Ursache nicht zuerst in Erbschaften, Leistungsunterschieden oder der Piketty-Relation $r > g$, sondern zuvörderst in dem Umstand, dass – so abgedroschen das manchem Leser auch scheinen mag – die Kapitaleigner, die Eigentümer von Betriebsvermögen, von Produktivvermögen also, sich Mehrwert oder dessen Abkömmlinge aneignen können, die vielleicht gar nicht so „armen“ Nicht-Eigentümer, die große Mehrheit der Bevölkerung also, jedoch nicht. Es scheint den meisten Analysten der Vermögensverteilung nicht aufzustoßen, dass es in die Reichen-Listen der Hochglanz-Magazine nie jemand anderes schafft als die Besitzer oder Hauptaktionäre großer Firmen und Firmenkonglomerate. Noch nicht einmal die wahrlich nicht armen Top-Manager der Konzerne tauchen in diesen Listen auf. Ja, zu den tausend reichsten Deutschen gehört auch ein bekannter Entertainer, ein Spitzensportler und vielleicht dieser oder jener Künstler. Aber bei 99 Prozent der Na-

men steht nicht irgendein Beruf wie Rennfahrer, Kunstmaler oder Basketballspieler, von anderen Berufen ganz zu schweigen, sondern Lidl, BMW, Pharma, Würth und so weiter. Obwohl manche Vermögensstudien, zum Beispiel die oben zitierte Bundesbankanalyse oder die durchaus tiefeschürfenden Studien des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung, auch soziale Differenzierungen darstellen, werden diese im Hinblick auf die Ursachen der Vermögensschere nicht thematisiert.

Nicht selten nutzen sozialkritische Kommentatoren solche Vermögensstudien als empirische Grundlage für eine Skandalisierung der Vermögensverteilung im Namen der Gerechtigkeit. Offen bleibt die Frage, wie eine gerechte Verteilung der Vermögen unter kapitalistischen Verhältnissen denn auszusehen hätte.

So berechtigt Empörung auch ist, zumeist reicht sie nur bis zur Forderung nach einer stärkeren Besteuerung der Reichen, um die Verteilung etwas zu korrigieren. Sollen jedoch wirksamere Instrumente gegen das Auseinanderdriften der Vermögenspole gefunden werden, muss schon tiefer gebohrt werden. Die Suche nach Ursachen und Therapiemöglichkeiten der Spaltungen müssen beim Eigentum an den entscheidenden Vermögensgegenständen und der daraus erwachsenden Macht und ihrem politischen Einfluss ansetzen. Diese liegen bei denjenigen, die Verfügungs- und Aneignungsmacht über die großen Vermögen, letztlich vor allem die Produktivvermögen ausüben. Nichts wird sich grundsätzlich ändern, wenn diese Macht im Frankfurter Bankenviertel und bei den Großkonzernen nicht praktisch infrage gestellt wird. Umverteilung von Einkommen und Vermögen mittels Steuerpolitik ist unverzichtbar, aber drastischere Maßnahmen in dieser Richtung werden durch eben diese Macht verhindert oder konterkariert.

Das gespaltene Land

von Stephan Wohanka

Die Görlitzer Oberbürgermeisterwahl ging bekanntlich mit 55 zu 45 Prozent zugunsten des CDU-Kandidaten aus. Es war wieder nicht der Tag der Annegret Kramp-Karrenbauer – erst twitterte sie (schreibt sie selbst wie der berüchtigtste Twitterer weltweit? Den Eindruck muss man jedenfalls gewinnen): „Octavian Ursu und die @cdusachsen zeigen in #Goerlitz: Die @cdu ist die bürgerliche Kraft gegen die AfD.“ Um nach deutlicher Missbilligung nachzuschieben, der CDU-Sieg verdanke sich einem breiten Parteienbündnis, das der CDU gegen die AfD auf die Beine half. Also 55 zu 45. In Görlitz. Einer Stadt an der Neiße, im äußersten östlichen Winkel Sachsens und so Deutschlands ...

Im Kulturprogramm des Deutschen Fernsehens, 3Sat genannt, wurde im Rahmen der Vorstellung eines gerade erschienenen Buches dessen Autorin befragt. Das Buch handelt von gegenwärtigen Zuständen im Lande; ein Thema durchaus an der Zeit. Eine erste grundlegende Diagnose der Befragten lautete: Die Menschen hierzulande leben mit „Ungewissheiten, wie es weitergeht mit einem“. Dementsprechend sei die „politische Instabilität in Ost und West gleich“. Dann kam die das Interview führende Journalistin auf die Görlitz-Wahl zu sprechen. Welche Regungen, Gefühle, Überlegungen das Wahlergebnis bei ihr auslöse, wollte sie von der Autorin wissen. Die antwortete, dass das Ergebnis „unheimlich, ja markant gezeigt hat, wie gespalten unser Land ist“. Und später noch: „... ein Bündnis von CDU, auch allen anderen Parteien auf der einen Seite, die AfD auf der anderen, das ist ein ja krasseres Zeichen, wie gespalten unser Land ist, kann man ja kaum noch zeichnen.“

Solche Sätze haben Suggestivkraft. Die sie lesen oder hören sehen sich bestätigt: Ja, so ist es! Ein warmes Gefühl von Bescheidwissen, vom Durchschauen der Verhältnisse macht sich breit; desgleichen eine gewisse Ungeduld gegenüber denen, die das Gesagte nicht akzeptieren, denn als dessen Oberton schwingt immer mit: „Alles andere ist Lügenpresse.“ Man findet diese Mixtur aus Überlegenheitsdünkel und Unduldsamkeit gleichermaßen bei überzeugten Linken wie bei verbohrtten Rechten.

Die Ungewissheiten gibt es, natürlich; sie sind auch gewachsen; das Land – bah, die Welt befindet sich in einem technologischen und politischen Umbruch. Rechtfertigen sie jedoch ein Weirliches „wie es weitergeht mit mir“? Und das Ineinsetzen der politischen Instabilität in Ost und West; Stadt und Land, über die Generationen hinweg, überall das gleiche politische Beben?

Ungewissheiten... schon Alexis de Tocqueville wusste, dass „wer in Freiheit leben will, (sich) an ein Leben voller Ungewissheiten, Veränderung und Gefahr gewöhnen (muss)“. Es waren Menschen in den heutigen ostdeutschen Ländern, die 1989/90 ein Leben voller, ja übervoller Gewissheiten, von wenig Veränderung und Gefahr, nicht mehr wollten und in denen heute, drei Jahrzehnte später, das Bedürfnis nach Sicherheit – das Mittel gegen Ungewissheit – so unglaublich stark ist. Damit ist auch das Bedürfnis stark, ein gemeinsames Credo zu haben und sich gegenseitig dessen Wahrhaftigkeit zu versichern. Wobei das Credo selbst der Glaube an die Unsicherheit des eigenen Seins ist! Anders – die eigene Identität wird am Gefühl der Unsicherheit festgemacht. Für diese Zeitgenossen kann lediglich sprechen, dass sie den Preis der Freiheit nicht kannten und dass ihnen eine erklärbare Veränderungsmüdigkeit zugebilligt werden kann. Es sind aber auch Menschen, denen es an Mut, Selbstbewusstsein gebricht, ohne Autorität, ohne Führer, ohne Religion leben zu können. Man könnte sagen: Es sind Menschen, denen die Umstände und die eigene Psyche es verwehrt, im gesellschaftlichen Sinne „alt“ zu werden. Man muss nicht Jürgen Habermasens harsche, zugespitzte Sicht teilen, man solle „diese Art von ‚besorgten Bürgern‘, statt um sie herumzutanzten, kurz und trocken als das abtun, was sie sind – der Saatboden für einen neuen Faschismus“. Für sich hat diese Sicht jedoch, dass sie besagte Gruppe (gültig für Ost und West) benennt, auf das von ihr ausgehende politische Gefahrenpotential verweist, ohne sie zugleich medial und so politisch aufzuwerten.

Höre ich dann, wie schon zitiert: „... ein Bündnis von CDU, auch allen anderen Parteien auf der einen Seite, die AfD auf der anderen, das ist ein ja krasseres Zeichen, wie gespalten unser Land ist, kann man ja kaum noch zeichnen“, dann findet genau das statt – ein mediales Aufbauschen politischer Kräfte, die man eigentlich nicht will. Klar, die politische Polarisierung im Lande hat deutlich zugenommen und trotzdem (oder gerade deshalb) kann das Görlitzer Wahlergebnis – das zitierte Behauptung zugrunde liegt – nicht herangezogen werden: Es steht deutschlandweit nicht 55 zu 45! Sagt man das so, besorgt man das Geschäft der AfD, macht sie stärker als sie ist. Von der Vielstimmigkeit im Internet dringt so vor allem die Empörung durch, nicht die Temperierung der Gemüter; auch dank derartiger alarmistischer Rufe. Diesen Empörungsrufen sollten weder Politik noch seriöse Medien frönen.

Der Urgrund für die soziale und politische Spaltung unter den Menschen hierzulande (und darüber hinaus) liegt in der zunehmenden Individualisierung der Gesellschaft, die die klassischen Identität stiftenden Institutionen wie Religion, Klasse, Kultur oder Nation zunehmend infrage stellt. Auf die vom technologischen Progress unterhöhlten, ehemals festgefügt-industriellen Strukturen trifft Gleiches zu. Wie schon gesagt, kommen Teile unserer Landsleute mit dieser gesellschaftlichen Pluralisierung nicht zurecht und sehnen sich nach neuer übersichtlicher Ganzheit. Diesem Verständnis nach haben die Staaten die Fähigkeit eingeübt, ihre Versprechen auf Wohlstand und Sicherheit einzulösen. Das Problem ist nur, dass die diese Epidemie zur Nostalgie auslösenden gesellschaftspolitischen Veränderungen bereits unumkehrbar sind – oder wie wollte man sie zurücknehmen? Allein der „Austritt“ aus der Globalisierung, die Rückkehr zur vollen Souveränität des Nationalstaates und dessen Abschottung nach außen et cetera genügen dafür nicht; es brauchte dafür eine kollektivistisch-repressive Gesellschaftsform – eine doppelte einschlägige Erfahrung damit hat unser Land in naher und unmittelbarer Vergangenheit gemacht. Nicht der Blick zurück in eine untote Vergangenheit bringt uns weiter, nicht „die Abwehr der Veränderung durch Rückwärtsgewandtheit“ (Isolde Charim). Sondern gerade zivilgesellschaftliches Handeln, das Fruchtbarmachen von Individualität und gesellschaftlichem Pluralismus, der Gebrauch der Freiheit als Form der Lebensführung, als moralisches Ordnungsprinzip, als Bewusstsein für Pflichten und Toleranz bieten weiterführende Wege an. Eine Aktion nota bene im Landkreis Görlitz (!) zeigte das geradezu exemplarisch: In der Kleinstadt Ostritz versammelten sich ein paar hundert Rechtsextremisten zum Festival „Schild und Schwert“. Die Ostritzer aber kapitulierten nicht, sondern kauften den kompletten Biervorrat eines örtlichen

Supermarkts auf. So saßen die Neonazis auf dem Trocknen. Natürlich löst eine solche Aktion nicht das Problem gewaltbereiter Neonazis. Aber sie macht Mut und erzeugt noch mehr Aufmerksamkeit: Wenn eine Kleinstadt in der sächsischen Provinz hunderten Rechtsextremisten Paroli bieten kann, schafft das auch die gesamte Gesellschaft. Weder Sachsen noch „der Osten“ sind an rechte Hetzer verloren, sondern auch dort engagieren sich Menschen für Demokratie und Mitmenschlichkeit.

Dass wir in einer Demokratie leben, heißt nicht, dass uns dieses System automatisch nur Gutes bringt. Wir müssen gegenüber diesem politischen System immer wachsam sein – um weder sein „demokratisch legitimes“ Abdriften ins Totalitäre noch eine „Tyrannei der Mehrheit“ (Tocqueville) zuzulassen; ein Thema desgleichen wert, es zu bearbeiten. Und: Der Osten darf in Teilen auch politisch anders sein als der Westen, auch andere Bedürfnisse und Interessen haben; Individualität und Pluralität zählen auch hier.

Angriff auf den Teststoppvertrag?

von Otfried Nassauer

Der 29. Mai 2019 könnte den Anfang vom Ende des Vertrags über ein vollständiges Verbot nuklearer Tests (CTBT – Comprehensive Test Ban Treaty) markieren. An diesem Tag hielt der Chef des militärischen Geheimdienstes der USA (DIA), Generalleutnant Robert P. Ashley, eine Rede bei einem konservativen rüstungskontrollkritischen Think Tank in den USA, dem Hudson Institute. Das Transkript seiner Rede enthält bemerkenswerte Sätze: „Russlands neue Gefechtskopfkonstruktionen und das gesamte Bestandsmanagement wurden durch sein Herangehen an Atomtests verbessert. Die Vereinigten Staaten sind der Ansicht, dass Russland das Atomtest-Moratorium wahrscheinlich nicht in einer Weise einhält, die dem Null-Sprengkraft-Standard entspricht. Unser Verständnis der Entwicklung von Atomwaffen lässt uns glauben, dass die Testaktivitäten Russlands dazu beitragen, die Fähigkeiten von Atomwaffen zu verbessern. Dagegen haben die Vereinigten Staaten auf solche Vorteile verzichtet, indem sie einen Null-Sprengkraft-Standard einhielten.“ (Übersetzung – d. Red.)

Auf Nachfragen relativierte Ashley den Vorwurf etwas: Die DIA glaube, dass Russland über die Fähigkeit zu solchen Versuchen verfüge.

Robert Ashleys indirekter Vorwurf lautet: Russland verletze seine Verpflichtungen aus dem CTB-Vertrag, um sein Atomwaffenarsenal zu modernisieren. Es fühle sich im Gegensatz zu den USA nicht dazu verpflichtet, gänzlich auf Versuche zu verzichten, bei denen Sprengkraft durch Nuklearmaterial freigesetzt wird. Seine unausgesprochene Schlussfolgerung: Die USA sollten Russland zur Vertragstreue auffordern und – falls dies nicht zum Erfolg führt – sich ebenfalls nicht mehr an diesen Vertrag gebunden fühlen.

Der CTB-Vertrag wurde 1996 ausgehandelt, ist aber bis heute nicht in Kraft getreten. Zur Erklärung: Von 196 Staaten der Erde haben derzeit 184 den Vertrag unterzeichnet, 168 haben ihn auch ratifiziert. Für das Inkrafttreten des Vertrags müssen ihn 44 in Anhang 2 des CTBT namentlich genannte Staaten mit einem zivilen oder militärischen Nuklearprogramm unterschrieben und ratifiziert haben. Drei dieser Staaten haben ihn noch nicht unterschrieben (Nordkorea, Indien und Pakistan), acht noch nicht ratifiziert (Ägypten, China, Indien, Iran, Israel, Nordkorea, Pakistan und die USA). Saudi-Arabien hat den Vertrag weder unterzeichnet noch ratifiziert. Es verfügte 1996 noch nicht über ein Nuklearprogramm, wurde in Anhang 2 folglich nicht erwähnt. In diesem Kontext muss verwundern, dass die USA ihre sonst sehr strikte Nichtverbreitungspraxis derzeit aufweichen und die Trump-Regierung sich für den Verkauf erster nuklearelevanter Technologien an Saudi-Arabien mit einem unverbindlichen Übereinkommen zufrieden geben will, statt wie üblich ein verbindliches sogenanntes 1-2-3-Abkommen zur Voraussetzung solcher Geschäfte zu machen.

Russland hat den Vertrag unterzeichnet und ratifiziert, die USA haben ihn ebenfalls unterzeichnet, die Ratifizierung scheiterte 1999 aber an den Republikanern im Kongress. Ein weiterer Versuch, den Vertrag mit der erforderlichen Zweidrittelmehrheit durch den Senat zu bringen, fand nicht mehr statt. Auch China hat den Vertrag unterzeichnet, aber noch nicht ratifiziert. Fast alle Staaten, die über Nuklearwaffen verfügen, haben aber seit 1998/99 auf Atomtests verzichtet. Die einzige Ausnahme ist Nordkorea. Die anderen Nuklearwaffenstaaten praktizieren also ein Moratorium und verhalten sich so, als sei der Vertrag verbindlich – unabhängig davon, ob sie ihm beigetreten sind oder nicht.

Ashley warf Russland nicht vor, klassische Atomtests wieder aufnehmen zu wollen. Sein Vorwurf ist spezieller und trickreich: Russland führe Versuche durch, die nicht dem „Null-Sprengkraft-Standard“ entsprächen, also Versuche mit äußerst niedriger nuklearer Sprengkraft – so seine Beschreibung. Gemeint sind damit Versuche, bei denen nur wenige Gramm, Pfund oder Kilogramm nuklearer Sprengwirkung entstehen. Solche Explosionen sind in der Regel mit seismischen Instrumenten kaum zu entdecken und können von erlaubten kleinen konventionellen Explosionen meist nicht unterschieden werden.

Die CTBTO, die internationale Organisation zur Überwachung des Teststoppabkommens, hat deshalb auch bislang keine verdächtigen Messungen gemeldet. Ashleys Behauptung lässt sich also nicht durch Messungen belegen. Sind die Anschuldigungen folglich falsch? Auch dieser Schluss wäre voreilig, denn Ashley könnte sich auch auf andere Belege stützen, zum Beispiel auf einen Spion oder auf abgefangene elektronische Nachrichten – beides Quellen, die Washington kaum öffentlich preisgeben würde.

Hinzu kommt ein zweites Problem: Fraglich ist, ob es eine verbindlich vereinbarte Definition des „Null-Sprengkraft-Standards“ gibt oder ob jede Nuklearmacht ihrer eigenen Interpretation folgen kann. Klar ist nur, dass der CTB-Vertrag auf eine genaue, technisch unterscheidende Definition verbotener und erlaubter Explosionen verzichtet hat. Die Nuklearmächte dürften bei der Erarbeitung des Vertrages kaum bereit gewesen sein, den nicht-nuklearen Staaten den für eine solche Definition nötigen tiefen Einblick in ihr Testwesen zu geben, sodass eine von allen akzeptierte Definition hätte ausgearbeitet werden können. Wenn es, wie immer wieder einmal behauptet wird, eine Verständigung auf eine solche Definition gegeben hat, dann müsste dies Eingang in eine zusätzliche Verständigung zwischen den fünf traditionellen Nuklearmächten gefunden haben. Die Gruppe wichtiger Berater (GEM) der CTBTO unterstrich in einer Presseerklärung vom 26. Juni 2019, alle Unterzeichnerstaaten teilten das Verständnis, dass Artikel I des Vertrags jede nukleare Testexplosion verbietet, unabhängig von deren Sprengkraft.

Ashley ging bei seinem Vortrag jedoch offenbar nicht davon aus, dass es ein solches gemeinsames Verständnis gibt. Er unterstellte, Moskau fühle sich nicht an die Interpretation der USA gebunden.

Die unsichere Faktenlage könnte deshalb zu einem wohlbekannten Phänomen führen. Die USA erheben eine Anschuldigung und fordern von Moskau Beweise, dass die Anschuldigung unzutreffend ist oder dass es das behauptete Ereignis nicht gab. Fortan wird vorrangig über die Glaubwürdigkeit der russischen Dementis diskutiert und nicht mehr über den Wahrheitsgehalt der Anschuldigung aus Washington. Der Anwurf gewinnt dank permanenter Wiederholung und gelegentlicher zusätzlich veröffentlichter Einzelheiten an scheinbarer Glaubwürdigkeit – so wie zuletzt im Fall des mittlerweile aufgekündigten Vertrags über nukleare Mittelstreckensysteme (INF).

Hier könnte sich ein Hinweis auf die Motivlage für Ashleys Anschuldigung verstecken. Sie soll mittelfristig als Begründung dafür dienen, dass Washington seine Unterschrift unter den CTB-Vertrag zurückzieht und so den Weg freimacht, um selbst wieder Atomwaffen testen zu können. Befürworter eines solchen Schritts gibt es in der Trump-Regierung und unter jenen, die den Teststoppvertrag seit jeher ablehnen, sicher in ausreichender Zahl. Die derzeitige Regierung der USA plant selbst die Entwicklung und den Bau neuer atomarer Sprengköpfe niedriger Sprengkraft und will sich nicht dauerhaft auf modernisierte leistungsgesteigerte Sprengköpfe aus Zeiten des Kalten Krieges beschränkt wissen.

Beunruhigend ist aber auch etwas anderes. Ashleys Vorwürfe finden sich *in dem erst im April 2019 veröffentlichten und mit allen Geheimdiensten abgestimmten jährlichen Bericht des US-Au-*

ßenministeriums über die Einhaltung von Rüstungskontrollvereinbarungen noch nicht. Sie passen dagegen gut in ein Schema, das Donald Trumps Sicherheitsberater John Bolton wiederholt genutzt hat, um Rüstungskontrollvereinbarungen auszuhebeln, die nach seiner Auffassung die Handlungsfreiheit der USA beschränken, vom Recht des Stärkeren Gebrauch zu machen. Bolton ist bekannt dafür, jüngst die Kündigung des INF-Vertrages und des Atomabkommens mit Iran vorangetrieben zu haben. Unter Präsident George W. Bush unterstützte und betrieb er bereits die Kündigung des ABM-Vertrages. Bolton beteiligte sich aktiv an der Instrumentalisierung nicht abgestimmter und verifizierter Geheimdienst-„Erkenntnisse“ über irakische Massenvernichtungswaffen, um den Irakkrieg 2003 zu legitimieren. Auch an der einseitigen Aufkündigung des unter Präsident Bill Clinton ausgehandelten Nuklearabkommens mit Nordkorea war er beteiligt. Mit gutem Recht kann Bolton nachgesagt werden, dass er weit intensiver und häufiger an der Zerstörung von Rüstungskontrollvereinbarungen mitgewirkt hat als an deren Zustandekommen.

Da kann es nicht verwundern, dass die Vertreter der USA-Regierung nicht auf jenen alternativen Weg zur Klärung des Problems verweisen, auf den die Gruppe wichtiger CTBTO-Berater in ihrer Presseerklärung hinwies: Mit einer Ratifizierung des CTBT würden zusätzliche Verifikationsinstrumente in Kraft treten, die etwa kurzfristige Vor-Ort-Inspektionen ermöglichen und eine wirksame Abschreckung gegen jede potenzielle Vertragsverletzung darstellen würden.

Bedrohliche Sicherheit

von Georg Rammer

SICHERHEIT wird großgeschrieben, Sicherheit nach außen wie nach innen; sie mutiert geradezu zu einem alles dominierenden Grundrecht. Parallel dazu entwickelt sich die Bedrohung zum zentralen Narrativ der Regierungspolitik. Glaubt man den staatlichen Erzählungen über die „hybride Bedrohung“ aus Russland, muss Wladimir Putin angesichts einer 16-fachen Rüstungsüberlegenheit der NATO-Staaten, die sein Land geradezu umzingelt haben, ein Selbstmörder sein. Bekanntlich hat sich die NATO bis an die Grenzen Russlands ausgedehnt und plant, auch die Ukraine und Georgien in die nordatlantische (!) Front einzubinden.

Wir, „der Westen“, sind in Gefahr und müssen aufrüsten – oder totrüsten? Während die EU-Kommission Russland – ohne jeden Beweis – der Beeinflussung der EU-Wahl beschuldigt, deckt die *New York Times* einen US-Cyber-Angriff auf das russische Stromnetz auf. Auch die Bundeswehr bereitet sich auf die Führung eines umfassenden Cyberkrieges vor. Die EU stellt unter dem Titel „Connecting Europe“ Milliarden für den Bau von Straßen nach Osten bereit, um die strategische Verkehrsinfrastruktur zu erweitern und für die militärische Mobilität tauglich zu machen. Die Zahl der Militärmanöver nahe der russischen Grenze nimmt zu. Einerseits werden Rüstungskontrollverträge gekündigt, andererseits gigantische Summen für Aufrüstung bereitgestellt.

Der militaristischen Strategie gegenüber Russland liegen lang gehegte Pläne zugrunde, die die der Berater verschiedener Präsidenten der USA, Zbigniew Brzezinski, bereits 1997 in seinem Buch „The Great Chessboard“ ausgebreitet hatte. Im Sinne der geopolitischen Vorherrschaft der einzigen Weltmacht USA müsse Russland isoliert und destabilisiert werden, um ganz Eurasien von Lissabon bis Wladiwostok in die unipolare Einflussphäre einbeziehen zu können. Die Osterweiterung der EU müsse einhergehen mit der NATO-Ausdehnung, letztlich unter Einbeziehung der Ukraine und Georgiens. Wie wir wissen: Der Plan wurde weitgehend umgesetzt, an den letztgenannten Zielen wird mit großem Einsatz gearbeitet.

Bedeutet dieser geostrategisch motivierte Militarismus für die „einzige Weltmacht“ und eine ökonomisch und militärisch aufstrebende EU wirklich ein Mehr an Sicherheit? Ganz im Gegenteil, wie wir an den Ergebnissen der Expansion fortwährend beobachten müssen – einer Expansion, die unter Missachtung von Völkerrecht und UN-Charta durchgesetzt wird. Auch der Nordatlantikvertrag ist Makulatur, in dessen Artikel 1 sich die Mitglieder verpflichten, jeden Streitfall

so zu regeln, dass „Frieden, Sicherheit und Gerechtigkeit unter den Völkern nicht gefährdet werden, und sich in ihren internationalen Beziehungen jeglicher Drohung oder Gewaltanwendung zu enthalten.“ Ist die Expansion im Interesse der Menschen? Welch naive Frage angesichts der Massen von Toten und der Zerstörungen, die sie in den angegriffenen Ländern anrichtet. Aber auch im eigenen Land hat der selbstherrliche imperiale Expansionismus fatale Folgen, denn eine Interessenpolitik, die Menschen primär unter dem Aspekt der Verwertbarkeit sieht, zerstört auch da die Menschlichkeit und den viel beschworenen sozialen Zusammenhalt.

Deshalb muss nicht nur nach außen, sondern auch im eigenen Land, gegen die eigene Bevölkerung aufgerüstet werden. Tatsächlich beobachten wir einen massiven Ausbau aller „Sicherheits“-Apparate. Ein hochgerüsteter deutscher Polizist wirkt in seiner Panzerung wie ein schwarzer Kampfroboter, der sich – bepackt mit Schlagstock, Pfefferspray, Taser, Schusswaffen verschiedener Art – nur schwerfällig bewegen kann. In fast allen Bundesländern haben die Regierungen der Polizei enorme zusätzliche gesetzliche Befugnisse (Onlinedurchsuchung, Präventivhaft, Bodycams et cetera) verschafft, die die Rechtsstaatlichkeit ebenso bedrohen wie die Bürger, die es noch wagen, gegen staatliche Politik zu protestieren. Während eine neoliberale Politik dafür sorgt, dass Wohnungen unbezahlbar werden, Renten nicht zum Leben reichen, Klima, Gesundheit und Umwelt wie alles andere auch dem Profit ausgeliefert werden, koordiniert die Innenministerkonferenz die Aufrüstung und Militarisierung der Polizei: „Während die Bundespolizei und einige Länderpolizeien neue Spezialeinheiten aufstellen, werden Streifenbeamte in paramilitärischen Schnellkursen geschult. Neues Material wie Maschinenpistolen und schwere Schutzausrüstung finden ihren Platz in den Streifenwagen“, schreibt Martin Kirsch in der *jungen Welt* vom 12. Juni.

Die Aufrüstungsspirale wäre unvollständig ohne die Erweiterung der Befugnisse der Geheimdienste zu exzessiver Überwachung, die Grundrechte nach und nach einschränkt. In dieser Aufrüstungsspirale von Militär, Polizei und Geheimdiensten gibt es nie ein Zurück oder auch nur eine Überprüfung der Notwendigkeit und Wirksamkeit der Beschlüsse der Innenminister. Zwar verdichten sich Indizien, dass bei den NSU-Morden, dem tödlichen Anschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt oder dem Mord an dem CDU-Politiker Walter Lübcke Geheimdienste nicht nur versagt, sondern Aufklärung behindert und die Taten begünstigt haben, ist die Konsequenz mitnichten ein kritisches Hinterfragen der Geheimdienste und ihrer unkontrollierten, staatlich geschützten Machenschaften. Stattdessen erleben wir: Vorratsdatenspeicherung, mehr Geld und mehr Kompetenzen für den Verfassungsschutz, neue Sicherheitsgesetze, Erweiterung der Kompetenzen des Bundesnachrichtendienstes, Aufbau einer Zentralen Stelle für Informationstechnik im Sicherheitsbereich für Spähsoftware, Einsatz von Trojanern, Speicherung von Flugastdaten, Datenzugriff für BND, Bundesamt für Verfassungsschutz und MAD – und weitere sind geplant.

Kennen Sie Alexa? Während sich der „Smart Speaker und sprachgesteuerte, internetbasierte intelligente persönliche Assistent“ (*Wikipedia*) in private Wohnungen einnistet und intimste Bereiche auszuforschen vermag, will Bundesinnenminister Horst Seehofer die Daten den Geheimdiensten zugänglich machen und verwerten. Dazu passt der „Bericht über die Umsetzung des Aktionsplanes gegen Desinformation“, den die EU-Kommission vorgelegt hat. Damit entsteht laut dem Journalisten und Verleger Hannes Hofbauer eine EU-weit aktive Zensurbehörde, die den Feind natürlich im Osten verortet. Es geht primär um die Durchsetzung der EU-Sicht auf Politik, Wirtschaft und Gesellschaft und die rechtzeitige Ausschaltung kritischer Meinungen.

Es ist offenkundig: Der Anspruch der wankenden Vormacht des Westens auf Weltherrschaft und die imperialen Ambitionen einer innerlich zerrissenen EU, die wirtschaftliche Interessen (billige Rohstoffe, Absatzmärkte, Handelswege) mit militärischer Macht durchzusetzen gedenkt, machen die Welt unsicher. Sie zerstören ungeheuer viel an materiellen Gütern, an sozialen Werten des Zusammenlebens, an seelischen Kräften und Gefühlen wie Empathie und Mitgefühl. Weil die Normverletzung international die Regel geworden ist, Menschenrechte missachtet werden und die NATO das Völkerrecht ersetzen soll, herrschen sie mit Angst, Drohungen, Krieg und Terror. Wenn die USA Iran mit Auslöschung droht, denken da die Verantwortlichen eigentlich daran, dass dort 80 Millionen Menschen leben?

Der Machtelite ist es gelungen, „Sicherheit“ auf Militär, Polizei und Geheimdienste zu reduzieren. Dabei gehören zu Sicherheit im Alltag der Menschen auch die soziale Sicherheit, das Gefühl von Vertrauen und Wertschätzung, die Freiheit von Ausbeutung und Unterdrückung. Die Erzählung von mehr Sicherheit soll den Kern der imperialen Macht verhüllen: die Herrschaft über Mensch und Natur. „Vernetzte Sicherheit“ ist seit 2006 das Leitbild deutscher Sicherheitspolitik. Danach sind alle militärischen, polizeilichen und politischen Bemühungen zu bündeln. Für welche Ziele? Wer soll vor wem geschützt werden? Wenn es kritischen, selbstbewussten und empathischen Menschen nicht gelingt, die Spirale der Aufrüstung zu durchbrechen und Alternativen lebbar zu machen, droht die Eskalation der Gewalt und des Schreckens.

Frieden en détail

von Hubert Thielicke

Von Helmuth Graf von Moltke (1800–1891), preußischer Generalfeldmarschall und Heerführer, ist der Satz überliefert: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner...“ Während Politiker und Militärs damals das Recht auf Krieg – *ius ad bellum* – als gottgegeben betrachteten, waren Philosophen wie Immanuel Kant und Schriftstellerinnen wie Bertha von Suttner ihrer Zeit weit voraus.

Nicht zuletzt im Gefolge zweier verheerender Weltkriege hat sich das Denken weitgehend gewandelt, zumindest in der Wissenschaft. Davon zeugen nicht zuletzt jährliche Berichte wie das Friedensgutachten deutscher Friedensforschungsinstitute oder das *SIPRI Yearbook* über Rüstung, Abrüstung und internationale Konflikte.

Umfassend und tiefgehend beschäftigt sich das in diesem Jahr erschienene „Handbuch Frieden“ mit der Thematik, die zweite, aktualisierte und erweiterte Auflage des Handbuchs von 2011. Ein Kompendium, das weit über die traditionelle Friedensforschung hinausgreift. 66 Autoren geben aus unterschiedlicher disziplinärer Perspektive, oft unterlegt mit eigenen friedenspraktischen Erfahrungen sowie Fallstudien, einen Überblick über Herausforderungen für Friedensforschung und Friedenspolitik. Das Buch richtet sich nicht nur an Lehrende, Forschende und Studenten, sondern an alle friedenspolitisch Interessierten. Ausgangspunkt ist, wie die Herausgeber feststellen: „Keines der bekannten globalen Probleme und auch nicht ihre tieferliegenden Konfliktursachen lassen sich mittels militärischer Gewalt überwinden.“ In 57 Beiträgen werden friedensfördernde und friedensgefährdende Aspekte in drei Themengruppen behandelt.

Davor gibt ein Beitrag von Reinhard Meyers einen Überblick zum Thema „Krieg und Frieden“. Zum Wesen des Krieges heute stellt er fest: *Erstens* habe sich mit den nuklearen Massenvernichtungswaffen der klassische (große) Staatenkrieg *ad absurdum* geführt; im Falle seines Einsatzes mache das Mittel den Zweck, dem es dienen soll, obsolet. *Zweitens* trete Krieg heute in einer Vielzahl regionaler und lokaler Waffengänge auf, wobei innerstaatliche und transnationale Kriege überwiegen. Wie viele Autoren des Buches lässt sich Meyers vom Zusammenhang von Frieden und Gewalt nach Johan Galtung leiten: „negativer Frieden“ als Abwesenheit direkter oder personaler Gewaltanwendung, „positiver Frieden“ als Abwesenheit indirekter oder struktureller Gewalt.

Die erste Themengruppe behandelt den Friedensbegriff in historischer, politischer und wissenschaftlicher Perspektive. Die Autoren beschränken sich nicht auf die theoretische Seite, sondern beziehen auch die politische Praxis ein. So setzt sich der ehemalige Bundestagsabgeordnete Winfried Nachtwei (Bündnis 90/Die Grünen) mit Interventionen auseinander, die immer wieder als angebliche Einsätze für den Frieden gerechtfertigt werden. Kritisch betrachtet er den NATO-Krieg gegen Jugoslawien 1999: „Der erste Krieg der NATO außerhalb des Bündnisfalls und die erste Kriegsbeteiligung eines demokratischen Deutschlands war nicht durch ein Mandat des VN-Sicherheitsrats legalisiert und verstieß somit gegen das internationale Gewaltverbot.“ Die Analyse

bisheriger Auslandseinsätze der Bundeswehr lässt ihn einschätzen, dass in der deutschen Politik und in der Bundeswehr – anders als bei einigen Verbündeten – kaum jemand an militärische Konfliktlösung glaube. Der schwerwiegende politische und Führungsfehler sei die bis heute fehlende systematische und unabhängige Wirkungsanalyse deutscher Einsatzbeteiligungen.

Um das „Begriffsfeld Frieden“ geht es im zweiten Abschnitt – vom gerechten Frieden über Friedensbewegung, Friedensethik und europäische Friedensordnung bis zu Friedensverhandlungen und Friedensverträgen. So können letztere nach Hans J. Gießmann und Paul Schäfer zwar einen wichtigen Beitrag zum Frieden leisten, sie bilden jedoch nur den gemeinsam vereinbarten Ausgangspunkt für einen Prozess zu einem dauerhaften Frieden. Unter dem Stichwort Friedensmacht beschäftigt sich Hans-Georg Ehrhardt vor allem mit der Rolle der EU. Dabei geht es ihm um einen „internationalen Akteur, der die ganze Palette seiner Fähigkeiten für die Prävention und konstruktive Bearbeitung von Gewaltkonflikten im Rahmen internationaler *Governance*-Strukturen einbringt.“ Bei der im *Weißbuch* der Bundesregierung von 2016 anvisierten Europäischen Sicherheits- und Verteidigungsunion bleibe die entscheidende Frage, welchem Zweck und welchen Zielen sie dienen und wer sie kontrollieren solle. Im Beitrag über die europäische Friedensordnung weist Ursula Schröder zu Recht darauf hin, dass die Forschungsdiskussion heute häufig auf die Rolle der EU eingeschränkt ist, während die gesamteuropäische Friedensordnung weniger zentral gesehen werde. Auch die Rolle Europas in der Welt müsse systematisch in den Blick genommen werden.

Mit 42 Texten gehört der weitaus größte Teil der Beiträge zur dritten Themengruppe: „Friedenskontexte“. Sie sollen wichtige Zusammenhänge beleuchten, „in denen Frieden konzeptionell, praxeologisch und praktisch eine tragende Rolle bereits besitzt oder erlangen kann“. Das umfasst solche Detailfragen wie Frieden und Diplomatie, Frieden und Vereinte Nationen oder Frieden und Völkerrecht, aber auch Frieden und Literatur oder sozialer Frieden. Wie in den Zeiten der Systemkonfrontation ist die nukleare Abschreckung heute wieder das sicherheitspolitische und militärische Leitkonzept vor allem von USA und NATO. Detailliert weist Wolfgang Schwarz nach, dass Frieden und Abschreckung einen antagonistischen Gegensatz bilden. Eng verbunden damit ist das Thema Frieden und Militär, dessen Beitrag zum Frieden Jörn Thiessen ambivalent sieht: Einerseits dienen Streitkräfte dazu, Kriege zu verhindern, andererseits verfügen sie über die Instrumente zur Kriegführung. Thiessen konstatiert, dass deutsche Truppen im Rahmen des NATO-Einsatzes *Enhanced Forward Presence* in Litauen stehen und damit „ein Signal an Geschlossenheit und Entschlossenheit“ geben. Welches Signal die Präsenz deutscher Soldaten nahe der russischen Grenze der anderen Seite gibt, scheint ihm nicht in den Sinn zu kommen.

Mit wichtigen Aspekten der Abrüstung befassen sich vor allem Götz Neuneck (Rüstungskontrolle/Abrüstung), Marc von Boemcken (Konversion) und Gerald Kirchner (Naturwissenschaftliche Friedensforschung). Durch viele Beiträge zieht sich die Diskussion einer ganzen Reihe in der heutigen Friedens- und Konfliktforschung umstrittener Fragen wie das Verhältnis von Demokratie und Frieden: „Demokratien führen (fast) keine Kriege gegeneinander“, *Peacebuilding*, humanitäre Interventionen, *Responsibility to Protect* (Schutzverantwortung).

Das Handbuch erfasst ein außerordentlich breites Themenspektrum. Prüfwert wäre, ob sich die sehr umfangreiche dritte Themengruppe klarer strukturieren ließe, also beispielsweise in Abschnitte wie Militärisches/Abrüstung, internationale Verfahren, Recht, Kultur/Sport/Soziales. Denkbar erscheinen auch spezielle Beiträge zu Themen wie Frieden und Wetrüsten oder Waffenexporte, die in dem einen oder anderen Text angerissen werden. Im regionalen Fokus steht Europa, doch gibt es auch in anderen Regionen interessante Entwicklungen, wie beispielsweise Vereinbarungen über kernwaffenfreie Zonen oder Friedenszonen. Auch die Thematik Frieden und Staatenzerfall, etwa im postsowjetischen Raum, die sich in den Konflikten in der Ukraine und im Kaukasus widerspiegelt, ist sicher der Erörterung wert. Das gilt auch für die sich in Eurasien herausbildenden neuen Realitäten. Organisationen wie die Eurasische Wirtschaftsunion oder die Shanghaier Organisation für Zusammenarbeit lediglich als autokratisch geprägte regionale Organisationen zur Verhinderung demokratischer Entwicklungen abzutun, ist wohl zu kurz geschnitten. Immerhin ist die Shanghaier Organisation mit acht Mitgliedern, darunter China, Russland und Indien, und circa 3,4 Milliarden Einwohnern die weltweit größte Regionalorganisation.

Das wären einige Anregungen zum Weiterdenken. Dennoch: Im deutschen Sprachraum kommt wohl keiner, der sich mit Fragen von Frieden, Krieg, Krisen, Konflikten beschäftigt, um das neue Handbuch Frieden herum.

Hans J. Gießmann, Bernhard Rinke (Hrsg.): Handbuch Frieden, Springer VS, Wiesbaden 2019, 803 Seiten, 89,99 Euro.

David gegen Goliath in Ecuador

von Jörg Lutter, Sarayaku

Sarayaku hat es zu internationaler Bekanntheit gebracht, als das kleine Dorf 2002 den Staat Ecuador vor dem Interamerikanischen Gerichtshof für Menschenrechte in Costa Rica verklagte. Damals hatte die Regierung einer Erdölfirma die Lizenz erteilt, auf dem Gemeindegebiet nach Öl zu bohren. Daraufhin legte Sarayaku Einspruch ein. Nach fast zehnjährigem Prozess gaben die Richter den Dorfbewohnern Recht. Gegen den Willen der Einwohner, deren Abordnung mit Federschmuck im Gerichtssaal saß, hätte die Regierung der Firma die Bohrlizenz nicht geben dürfen. 1,3 Millionen Dollar Entschädigung musste Ecuador an das Dorf zahlen.

Bei vielen indigenen Völkern zerbricht der Zusammenhalt, sobald der „weiße Mann“ erscheint. Sarayaku dagegen erstarkte durch die Auseinandersetzung um das Öl. Sein Kampf ist auch eine Geschichte, wie es einem Indio-Dorf gelingen kann, seine uralten Traditionen zu bewahren und dennoch in der modernen Welt zu bestehen.

135.000 Hektar haben die Kitchwa zu verteidigen – viel Land (größer als vergleichsweise Berlin). Das meiste ist unberührter Dschungel. Eine Straße zum Dorf gibt es nicht, nur einen Fluss, den Rio Bobonaza. Je nach Wasserstand dauert die Fahrt im motorisierten Einbaum aus der nächstgelegenen Stadt fünf bis sieben Stunden. Seit jeher basiert das Leben der Dorfbewohner auf Fischfang, Jagd und Wanderfeldbau.

Daran, dass das Dorf noch immer so unberührt ist, hat die Familie Gualinga einen großen Anteil. Eriberto Gualinga ist der Filmemacher von Sarayaku. In ihm vereint sich die archaische mit der modernen Wirklichkeit. Auf Festivals rund um die Welt waren seine Dokumentationen zu sehen und wurden ausgezeichnet. Er spricht an amerikanischen Universitäten über „Indigene Kommunikation“. Es waren seine Filme, die den Kampf Sarayakus zuerst in Ecuador bekannt machten, danach im Rest der Welt. „Ohne die Öffentlichkeit wären wir chancenlos gewesen“, sagt Eriberto. Eine seiner Dokumentationen heißt „Die Nachkommen der Jaguare“ und ist auf YouTube zu sehen. Die Geschichte handelt von einem Krieg, der noch nicht vorbei ist.

2002 waren am Ufer des Rio Bobonaza einige Arbeiter des argentinischen Ölkonzerns CGC mit Hubschraubern abgesetzt worden. Ohne Wissen der Indios hatte die Regierung der Firma eine Lizenz erteilt. Etwas später überfielen Schlägertrupps das Dorf. In den ecuadorianischen Medien wurde Sarayaku als rückständig bezeichnet. Schließlich bringe das Öl doch Entwicklung, Arbeitsplätze und Wohlstand. Die Gualingas und andere überzeugte das nicht, denn sie kannten den Fall Lago Agrio.

Texaco hatte 400 Kilometer nördlich von Sarayaku 30 Jahre lang Öl gefördert. Boden und Gewässer waren verseucht, als der Konzern 1992 abzog. Bis heute ist die Krebsrate in der Region enorm. Auch die Bewohner von Lago Agrio klagten. 2011 verurteilte ein ecuadorianisches Gericht die Texaco-Mutter Chevron zu einer Rekordstrafe von 9,5 Milliarden Dollar. Bis heute weigert sich Chevron, die Summe zu zahlen. Man schiebt die Schuld für die Verseuchung auf die ecuadorianische Firma, die das Fördergebiet übernahm. „Wir waren gewarnt“, erinnert sich Eriberto.

Der Fortschritt sollte den Uneinsichtigen nun mit Gewalt gebracht werden. Sie erhielten Morddrohungen, Brände wurden gelegt, schließlich wollte man sie mit Geld gegeneinander

ausspielen. Einmal versuchten Ölarbeiter, Indiomädchen zu vergewaltigen, die sie im Wald überrascht hatten. Kitchwa-Männer gingen daraufhin mit Macheten auf Patrouille. Sie nahmen mehrfach Arbeiter fest, die Dynamitstangen vergruben, um Ölfelder durch Sprengungen zu lokalisieren.

In dieser Zeit bewaffnete sich Eriberto – mit seiner Kamera. Sein Film brachte viele Ecuadorianer auf die Seite der Kitchwa. „Ich begriff, welche Macht die Medien haben“, sagt Eriberto.

Anderswo in Ecuador ist der Kampf bereits gegen die Indios und den Amazonaswald entschieden. Ein Vorschlag der Regierung, den artenreichen Nationalpark Yasuni zu schützen, wenn die internationale Gemeinschaft einen Ausgleich für das dort im Boden befindliche Erdöl zahlt, scheiterte 2002. Quito gab, nachdem nicht genügend Mittel zusammengekommen waren, das Amazonasbecken praktisch zur Ausbeutung frei. Über Tausende Kilometer verlaufen Pipelines durch den Dschungel. Transporter, unterwegs zu den Bohrlöchern, dröhnen auf den Straßen durch den Regenwald.

Das kleine Dorf Sarayaku aber bekam im Kampf gegen die mächtigen Ölkonzerne Unterstützung aus der ganzen Welt, vor allem dank des unermüdlischen Einsatzes von Patricia Gualinga, der Sprecherin der Gemeinde. Amnesty International nennt die mutige Frau respektvoll „Frontline-Defender“.

Der Konflikt jedenfalls wurde mit der Zahlung der 1,3 Millionen Dollar vorläufig beendet. Ein neues Kapitel in der Geschichte Sarayakus begann. Mit 300.000 Dollar wurde das erste indigene Geldinstitut, die Solidarbank Sarayaku, mit dem Ziel der nachhaltigen Entwicklung gegründet. Die Idee hatten die Frauen, die der Meinung waren, dass zu viel Geld in privaten Händen schädlich sei. Es verändere die Beziehungen unter den Menschen, sie würden misstrauischer.

Weitere 600.000 Dollar der Entschädigungszahlung verwendeten die Kitchwa für den Kauf zweier kleiner Cessna-Propellerflugzeuge. Damit gründeten sie Air Sarayaku, die erste indigene Airline. Wie bei der Bank herrscht auch hier das Solidarprinzip. 400 Dschungeldörfer werden angefliegen, meist sind die Passagiere Opfer von Schlangenbissen, die rasch ins Krankenhaus müssen. Außerdem wurde in einen sonnenenergiebetriebenen Internetzugang investiert, dessen Nutzung zwar begrenzt, aber gerecht aufgeteilt ist. Hier wird nach dem Motto gelebt „Gib, was du kannst, und nimm nur, was du brauchst.“ Es gibt die *Minga*, die traditionelle Gemeinschaftsarbeit, vergleichbar dem Subbotnik. Das oberste Prinzip der Kitchwa – *Sumak kawsay* – ist das harmonische, solidarische, das gute Leben (*buen vivir*) mit den anderen Mitgliedern der Gemeinschaft, nicht aber auf deren Kosten, und im Einklang mit der Natur.

„Zusammenleben in Vielfalt und Harmonie“, heißt es auch nach der Reform in der Präambel der ecuadorianischen Verfassung. Noch immer aber scheint der ecuadorianische Staat, für den die Einnahmen aus dem Ölexport sehr wichtig sind, auf die Ölfelder von Sarayaku zu spekulieren. Möglicherweise ist das der Grund, warum die Regierung Teile des Urteils bisher nicht umgesetzt hat. Die von der CGC in Sarayaku vergrabenen 1,4 Tonnen Dynamit wurden immer noch nicht beseitigt. Hinzu kommen neuerliche Verletzungen der Gemeindegrenzen durch Ölfirmen benachbarter Konzessionsgebiete. Leider lässt die reaktionäre politische Entwicklung im brasilianischen Teil des Amazonasgebietes ebenso nichts Gutes ahnen. Die Bewohner werden also auch in Zukunft darum kämpfen müssen, dass es in Sarayaku so idyllisch bleibt.

Jörg Lutter, Jahrgang 1962, arbeitete 1992 für die OPIP (Organización de Pueblos Indígenas de Pastaza) und war danach 25 Jahre bei der Ökogutachten-Firma NATUR+TEXT in Rangsdorf tätig. Er lebt zurzeit in Sarayaku.

Fontanes Leidausstellung

von Wolfgang Brauer

Die Stadt ist schön, zweifellos. Sie strahlt Ruhe aus. Die sie umgebenden Wälder sind schön. Und es ist ein beglückendes Gefühl, im Sommer in die Fluten des Ruppiner Sees zu tauchen. Nur: Schönheit kann man nicht essen, und manchen, die hier leben müssen, ist es ein wenig zu viel der Ruhe: „Sie gleicht einem auf Auswuchs gemachten großen Staatsrock, in den sich der Betreffende, weil er von Natur klein ist, nie hineinwachsen kann. Dadurch entsteht eine Öde und Leere, die zuletzt den Eindruck der Langenweile macht.“ So beschreibt Theodor Fontane die Stadt im 1. Kapitel des Neuruppiner-Abschnittes seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“.

Das mit dem zu großen Staatsrock hat sich bis heute nicht geändert. Schuld sind der verheerende Stadtbrand des Jahres 1787 und das Militär, auf dessen Gier nach Exerzierplätzen man beim Wiederaufbau Rücksicht nahm. Aber Fontane tat sich immer schwer mit seiner Geburtsstadt und die mit ihm – trotz des auch künstlerisch bemerkenswerten Denkmals von Max Wiese aus dem Jahre 1907. 1998 verpassten die Stadtoberen ihr den Beinamen Fontanestadt. Das war ein Fehler. Der brachte Neuruppin 2019 die zweifelhafte Ehre ein, zum Hauptort eines Events zu werden, dessen Leitausstellung – welche Anmaßung steckt hinter dem Begriff! – den seltsamen Titel „fontane.200/Autor“ trägt. Die Tourismuswerber weisen in ihren Veranstaltungskatalogen auf den dahinterstehenden Inhalt hin: „Der Vertreter des poetischen Realismus wird als Wortsampler, Schreibe denker und Textprogrammierer präsentiert.“ Ein Wortsampler. Kein Künstler, ein Programmierer. Aha. Damit wird der arme Kerl, der sich nun wirklich nicht mehr wehren kann, in die Generation Twitter gezerrt. In der über 100-jährigen Geschichte des Fontane-Missbrauchs ist das immerhin noch einer der verzeihbarsten Missgriffe.

Seien wir dennoch mutig und steigen tapfer die Treppe zum Eingang des Museums Neuruppin hinauf, das wir dank einer bemerkenswerten Sonderausstellung über die „Faszination Papiertheater“ in guter Erinnerung haben. Wir durchschreiten die Pforte und werden von freundlichem Personal empfangen. Alles scheint besser zu werden als befürchtet. Aber dann kommt die Farbe Gelb.

Gelb? Warum zum Teufel springt ein dieses giftige Gelb in jedem Raum an? Wir quälen uns durch die 1. Etage des Hauses und landen schließlich in einem Eckkabinett, das uns Aufklärung zu geben scheint. Das Zimmerchen wird von einem gelben Gummiball dominiert, der sich als Globus ausgibt, daneben ein – natürlich gelbes – Pappschild. „Glücksarten“ steht in schwarzer Schrift drauf. Das bezieht sich auf einen danebenstehenden Auszug aus dem Roman „Die Poggenpuhls“, genauer auf die Situation, in der Leo von Poggenpuhl dem Dienstmädchen Friederike zu erklären versucht, wo Afrika liegt. Er benutzt ein Stück Edamer, gelben Käse also, als Globus. Die Farbe des Käses war es ...

Kuratiert wurde die Ausstellung von der Marbacher Literaturwissenschaftlerin Heike Gfrerer. Sie erklärt die Leitfarbe mit dem scharfen Instrumentarium der Linguistin: „Fontane hat sehr viele Bezeichnungen für gelb: Erbsengelb, Schwefelgelb, Graugelb, Effi Briest fürchtet sich vor einem Chinesen in gelben Pluderhosen.“ Das mit dem Käse ist überzeugender.

Nachdem man sich durch unendlich erscheinende Raumfluchten mit Neuruppiner Stadtgeschichte geschlagen hat, alle dekoriert mit den edamergelben Wörter-Tafeln, stößt man auf ein kleines Kabinett, das zum Ausruhen einlädt. In zwei Regalen stehen Fontane-Ausgaben, in denen man blättern kann. Das linke enthält nur gelbe Büchelchen. Es sind die Bändchen von Reclams Universalbibliothek. Das erklärt alles. Jedes Schulkind weiß: gelber Umschlag, schwarze Schrift ... Nicht verständlich ist allerdings, dass die Büchelchen angebunden sind. Das Haus Reclam hat mit diesem Autor Millionenumsätze gemacht. Ein wenig generöser hätte der Verlag sich schon zeigen können.

In dieser Ecke darf man sich selber Wortungetüme à la Fontane ausdenken und wenn nicht der staunenden Nachwelt, so doch den staunenden Nachbesuchern hinterlassen.

Andächtiges Schweigen ist jedoch in einem halbdunklen Saal verlangt, den man vor dem dramaturgischen Höhepunkt der Schau durchschreiten muss. In einer raumfüllenden Vitrine

liegt die Mehrzahl erhaltener Notizbücher des Dichters und Journalisten aus dem Bestand der Berliner Staatsbibliothek durcheinandergewürfelt auf diversen Papierbergen. Einige sind aufgeschlagen und werden während der Dauer der Ausstellung siebenmal umgeblättert, wie den interessierten Besuchern mitgeteilt wird. Ich sah einen mit leicht zittriger Hand hingestrichelten Grundriss der Friedhofskapelle von Bad Kissingen. Die Zeichnung interessierte mich, doch wahrscheinlich sah nur der Zeichner selbst in seiner Kritzelei mehr als ein paar Bleistiftstriche. Das ist aber das Wesen von Notizbüchern. Den eingefleischten Preußen Fontane scheint das Bauwerk auch nicht sehr nachhaltig erschüttert zu haben – in seinem zweibändigen Wälzer über den „Deutschen Krieg“ von 1866 ist die Anekdote über die Geschichte eines gusseisernen Grabkreuzes („Hier ruht ein tapferer Bayer“) neben dieser Kapelle entschieden eindrucksvoller.

Die 67 Notizbücher sind in einem von der profunden Fontane-Kennerin Gabriele Radecke (Universität Göttingen) vorbildlich edierten Digitalisat problemlos nachlesbar. Man muss sich wirklich nicht siebenmal den Terror der Farbe Gelb antun.

Der erwähnte dramaturgische Höhepunkt der Schau ist natürlich ein „Effi“-Saal. Wer hat schon „Der Stechlin“ zu Ende gelesen ... Gestalterisch ist der erste Eindruck des Raumes schon erheblich. Man läuft über eine Art Teppich, auf dem von A wie „Abend“ bis Z wie „Zärtlichkeit“ Substantive – „Leitmotive und Schlüsselwörter“ – aus dem berühmtesten Roman des Meisters abgedruckt sind. Darüber spannen sich mit Zitaten beschriebene Plastik-Absperrbänder, Pappkästen verbindend, die von C wie „Chinase“ bis R wie „Roswitha“ beschriftet sind. Das soll die Beziehungen zwischen den handelnden Personen des Romans visualisieren. Selbst der Hund Rollo findet Berücksichtigung. Im Deutschunterricht nennt man so etwas „Darstellung der Figurenkonstellation“, und irgendwie wirkt das Ganze tatsächlich wie die Projektarbeit eines Deutschkurses in der Einführungsphase zur gymnasialen Oberstufe.

Dagegen will die Schau aber irgendwie Position beziehen. Charlotte Pollex von rbb Kultur zitiert die Kuratorin: „Heike Gfrereis hofft, dass sie mit ihrer Begeisterung für Fontane auch andere ansteckt. Vielleicht auch die, die in der Schule unter ihm gelitten haben.“ Die Frau versteht viel von Fontanes Wörtern, von Schule versteht sie wenig. Unter Theodor Fontane leiden keine einzige Schülerin und kein einziger Schüler in Deutschland. Die leiden – wenn sie Pech haben – unter einem grotenschlechten Literaturunterricht miserabler Deutschlehrer, der ihnen die Lektüre bestimmter Autoren verleidet, weil sie nun mal Prüfungsstoff für das Abitur sind. Dafür kann wiederum kein Deutschlehrer etwas. Den literaturfeindlichen Terror organisieren die Kultusministerien. Fontane allerdings hat Pech. Er ist eben wegen seines Jubiläums derzeit zumindest in Berlin und Brandenburg Prüfungsstoff. In zwei Jahren sind andere Autoren fällig.

Natürlich steht hinter dem ganzen Aufwand die entscheidende Frage, ob und weshalb man heute Fontanes Romane überhaupt noch lesen könne. „Weil sie uns zeigen, wie sehr sich jede und jeder von uns mit der Sprache erfindet“, belehrt eine Inschrift im „Effi“-Saal den verblüfften Besucher. Mehr soll da nicht sein? Gründlicher kann man einem Weltautor, in dessen Lebenswerk sich der Aufstieg der „nervösen Großmacht“, wie Volker Ullrich treffend das wilhelminische Kaiserreich bezeichnete, in all seinen Facetten widerspiegelt, die gesellschaftliche Relevanz nicht austreiben. Mir scheint, das ist Absicht. Diese Schau sagt viel über ihre Macherinnen und den Zustand der deutschen akademischen Literaturforschung aus. Wer aber Näheres über Theodor Fontane erfahren will, sollte den Weg in die nächstgelegene Bibliothek oder Buchhandlung suchen. Die Neuruppiner gleich neben der „Löwen-Apotheke“, dem Geburtshaus des Dichters, ist in Sachen Fontane recht gut sortiert. Selbst die Buchhandlung des Museums hat mit Iwan-Michelangelo D'Apriles „Fontane. Ein Jahrhundert in Bewegung“ den Kontrapunkt zu dieser bemühten „Leitausstellung“ im Angebot.

In den eingangs zitierten Neuruppin-Kapiteln der „Wanderungen“ widmet sich Fontane ausführlich dem ebenfalls aus dieser Stadt stammenden Orient-Maler Wilhelm Gentz. Voller Genuss zitiert er dessen Kindheitserinnerungen: „Ich erinnere mich noch des seligen Gefühls, als ich im Postwagen saß und meiner Vaterstadt Lebewohl gesagt hatte.“ So erging es mir, als sich die Tür des Neuruppiner Museums hinter mir schloss.

Thüringer Quartett – Erfurt

von Alfons Markuske

Die von mittelalterlichen Fachwerkhäusern und Sakralbauten geprägte Erfurter Altstadt zählt heute zu den schönsten in Deutschland. (Behauptete unsere Stadtführerin, und wir fanden keine Veranlassung zu widersprechen.) Zu verdanken ist das einem kriegsgeschichtlichen Zufall und einer weltpolitischen Volte.

Zu Beginn des Jahres 1945 war Erfurt mit bis dahin lediglich zwischen fünf und sieben Prozent kriegsgeschädigter Gebäude zwar von anglo-amerikanischen Flächenbombardements nahezu verschont geblieben, sollte jedoch das Schicksal fast aller anderen deutschen Großstädte gegen Kriegsende doch noch teilen. So die westalliierten Planungen. Anfang April waren Verbände der Royal Airforce praktisch bereits in Richtung Erfurt in der Luft, als die Spitzen der US-Armee Gotha erreichten und vor dem Einmarsch in Erfurt standen. Daher wurde den Bomberpuls ein anderes Ziel zugewiesen – Nordhausen. Die Stadt wurde zu drei Viertel zerstört und ihr historischer Stadtkern, dem von Erfurt nicht unähnlich, unwiederbringlich vernichtet.

Zu DDR-Zeiten konnten sich nur wenige historische Gebäude und repräsentative Fassaden Erfurts, etwa um den Domplatz, einer mehr oder weniger intensiven Erhaltung erfreuen, während die innerstädtische Gesamtsubstanz dem Verfall deutlich stärker preisgegeben wurde, als dass diesem Prozess entgegengewirkt worden wäre. Insofern kam die welthistorische Volte in Gestalt der Implosion des real existierenden Sozialismus auch für die Erfurter Altstadt gerade noch rechtzeitig.

Das Ergebnis kann bewundern, wer die Stadt heute besucht, die in mehreren Armen von der Gera durchflossen wird, was ihr die Adellung als Klein-Venedig bescherte. Sorgfältig instandgesetzt findet der Besucher die pittoreske Krämerbrücke – die einzige noch bewohnte, durchgängig mit Fachwerkhäusern bebaute Brücke nördlich der Alpen. Den Vergleich mit dem weltberühmten Ponte Vecchio in Florenz muss dieses Kleinod nicht scheuen. Erstmals 1117 urkundlich erwähnt, war das hölzerne Bauwerk bis 1293 schon sieben Mal ein Opfer der Flammen geworden. Dann reichte es dem Rat zu Erfurt, der alle Brückenrechte an sich zog und einen steinernen Neubau veranlasste, der 1325 fertiggestellt wurde. Fachwerkbuden inklusive, seinerzeit jedoch noch nicht zu Wohnzwecken. Auch diese Buden wurden ein Opfer der Flammen – beim großen Stadtbrand von 1472. Danach erhielt die Krämerbrücke – der Name selbst ist seit 1510 nachgewiesen – ihre heutige Gestalt. Von den damals errichteten 62 Fachwerkhäusern sind noch 32 erhalten.

Im Haus Krämerbrücke 2 findet sich ein Geschäft, das Textilien im Farbton des früher weit über die Stadtgrenzen hinaus geschätzten warmen Erfurter Blaus anbietet. Der zur Herstellung der Farbe benötigte Waid wird am Stadtrand angebaut und in Manufakturweise verarbeitet. Ob dies allerdings noch nach der ursprünglichen Rezeptur erfolgt, dafür gibt es auf der Brücke heute zumindest keine olfaktorischen Indizien. Früher wurde der Waid nämlich ausschließlich mit dem Urin junger Männer angesetzt, was nicht nur bei sommerlichen Temperaturen im Wortsinne gegen den Wind gestunken haben dürfte. Und am benötigten Ausscheidungsprodukt dürfte kein Mangel geherrscht haben, denn in jenen fernen Tagen, so unsere Stadtführerin, habe jeder Erfurter vom Säugling bis zum Greis über 30 Eimer Bier pro Jahr geschlabbert. Die Maßeinheit *Eimer* fasste 70 Liter. Überschlägig ergäbe das allerdings knapp sechs Liter pro Kopf und Tag, aber vielleicht haben die Erfurter ja auch darin gebadet ... Auf jeden Fall war in Erfurt zu jener Zeit „blau machen“ – der Begriff wurde verwendet – keine hedonistische Eskapade, sondern eine wirtschaftlich höchst notwendige Verrichtung.

Geradezu dörfliche Idyllen mit Einfamilienhäusern, Hausgärten und stillen Gassen im Erfurter Zentrum entdeckt, wer durch die Areale um das Augustinerkloster streuselt. Und dieses selbst birgt viel Geschichte. Schon 1266 hatte sich der Orden in der damals bereits blühenden Metropole Thüringens angesiedelt. Von 1505 bis 1511 lebte Martin Luther in diesen Mauern, wurde dort zum Mönch ordiniert und las am 2. Mai 1507 seine erste Messe. Die 700-jährigen Fenster in der Klosterkirche mit ihrer prächtigen Glasmalerei hatte auch Luther schon vor Augen.

Der schwärzeste Tag in den Annalen des Klosters datiert auf den 25. Februar 1945. Englische Bomber warfen zwei Luftminen, von denen eine einen besonders verheerenden Volltreffer landete: Sie detonierte über der Klosterbibliothek, in deren Kellergewölben 268 Menschen im Alter zwischen drei Monaten und 83 Jahren Schutz gesucht hatten. Die Wucht der Explosion brachte das Gebäude zum Einsturz und begrub die Menschen unter sich. Lediglich ein junges Mädchen konnte gerettet werden.

Ein beeindruckendes architektonisches Ensemble am Rande des insgesamt sehr schönen Domplatzes der Stadt bilden der Dom Sankt Marien selbst und die direkt neben ihm nicht minder wuchtig empor ragende Sankt Severikirche allein schon deshalb, weil sich beide Bauwerke auf einer leichten Anhöhe befinden, die – so die offizielle Bezeichnung – *Domberg* zu nennen allerdings purer Euphemismus ist. Um die Haupteingänge der Gotteshäuser zu erreichen, muss man eine siebzigstufige breite, sich nach oben verjüngende Freitreppe hinaufschreiten. Das hat schon was! Im 81,26 Meter hohen Turm des 1117 als Sankt Marien erstmals urkundlich bezeugten Doms hängt überdies mit der 1497 gegossenen Gloriosa die größte freischwebende mittelalterliche Kirchenglocke der Welt (Gewicht: 11,45 Tonnen). Um sie ertönen zu lassen bedurfte es einst acht kräftiger Männer, und wegen der Schönheit ihres Klanges wird sie gelegentlich auch als *omnium campanarum regina* (Königin aller Glocken) gepriesen.

Beherrscht wurde Erfurt über Jahrhunderte von Mainz. Schon im Jahre 1000 erlangte der dortige Erzbischof, damals mächtigster Kirchenmann in deutschen Landen und später einer der sieben Kurfürsten, die die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation wählten, auch die weltliche Herrschaft über Erfurt, und diese endete endgültig erst mit dem Übergang der Stadt an Preußen im Jahre 1802.

Um ihrer Herrschaft ordentlich Nachdruck zu verleihen, griffen die Mainzer zu einem probanten Mittel. Auf den Hügel gegenüber Dom und Severikirche pflanzten sie eine Zitadelle. Solche Zwingburgen wurden immer als Bestandteil der Stadtbefestigungsanlagen oder innerhalb derselben errichtet, um im Falle feindlicher Eroberung als letzter Rückzugsort zu dienen. Den Erfurtern hingegen zeigte „ihre“ 1730 fertiggestellte Zitadelle vor allem eines sehr demonstrativ: nämlich, wo der Hammer hing.

Von der Mainzer Herrschaft zeugt heute noch das Erfurter Stadtwappen: Es durfte, auf rotem Untergrund, nur *ein* Rad aufweisen – im Unterschied zu dem von Mainz. Das hat *zwei*. Auch auf rotem Untergrund. Nachtragend sind die Erfurter aber offenbar nicht: Bereits seit 1988 sind beide Orte städtepartnerschaftlich verbunden. Und in der imposanten früheren kurmainzischen Statthalterei residiert heute der Ministerpräsident Thüringens. (Prominentester Nutzer war während des Erfurter Fürstenkongresses vom 27. September bis zum 14. Oktober 1808 Napoléon Bonaparte, der in der Statthalterei wohnte und arbeitete. Und mit Goethe zusammentraf.)

Sind des Besuchers Beine und Füße vom Erlaufen Klein-Venedigs schließlich rechtschaffen ermüdet, lässt sich 's im Irish Pub „Molly Malone“ unweit der Krämerbrücke trefflich einkehren und bei Guinness oder anderem vollmundigen Gebräu die Lebensgeister wieder ertüchtigen. Doch Vorsicht! Die Preise für beste Islay-Whiskys sind so, dass man versucht sein könnte, sich auch einen über den Durst zu genehmigen.

Wir taten das nicht, denn am nächsten Tag erwartete uns der Wallfahrtsort der deutschen Klassik – Weimar.

Wird fortgesetzt.

Eine Sommergeschichte

von Renate Hoffmann

Nun ist sie angekommen, die heitere Jahreszeit. Man sollte sie im oder auf dem Wasser genießen können. Dazu eine Insel und rundherum Ufer mit schöner Gegend. Ein See. In der Voralpenlandschaft. Der Chiemsee, das „bayrische Meer“. – Drei Inseln, Blick auf die Alpenkette; Wechsel von Wald- und Mooregebieten, Schilfbestände, in denen gelbe Irisblüten schaukeln. Sonnenauf- und -untergänge als lyrische Zwischenspiele.

Fahrt über den See. Bei leichtem Morgenwind, unter seidenweichem Himmel. Der Glockenturm mit der Zwiebelhaube, weithin sichtbares Wahrzeichen der Fraueninsel, spiegelt sich im Wasser. Das Ländchen, nach der unbewohnten Krautinsel das nächstgrößere im Inseldreigestirn, darf sich rühmen, bereits in keltischen Zeiten besiedelt gewesen zu sein.

Tassilo III., bayrischer Herzog, stiftete im 8. Jahrhundert eine Frauenabtei auf dem Eiland und versah sie mit Landbesitz zur Sicherung des klösterlichen Lebens. Das Kloster Frauenwörth, wie es sich nennt, überstand Brände, Reformation und Säkularisation. Und trägt nun die Würde von mehr als 1200 Jahren. Die erste nachweislich benannte Äbtissin hieß Irmengard (um 830–866) und war Tochter König Ludwigs des Deutschen. Das Kloster unterstand in der Folge ausschließlich dem König (oder dem Kaiser). Ein Vorzug in der Selbstverwaltung.

Wie ein Schmuckstück in Sommerfarben liegt die Insel vor mir. Wilder Mohn auf den Wiesen, Blumenpracht in den Gärten der kleinen Ortschaft mit der Tradition eines Fischerdorfes. In blendendem Weiß jedoch bestimmen die Klostergebäude das Bild. Der Eintritt ohne Voranmeldung ist nicht erwünscht. Ich schaue durch das Gitter in einen weiträumigen Hof und seine Rosenfülle. Die Mittagswärme verstärkt ihren Duft.

Im Münster „Mariä Opferung“ geht man durch drei Epochen der Baugeschichte: vom romanischen Portal in das spätgotische Mittelschiff und zum Hochaltar in barockem Überfluss. Beschwingt erhebt sich das Netzrippengewölbe, ausgeschmückt mit floralem Zierrat, über Seitentüren, Kapellen und den Reliquien der Seligen Irmengard.

Der Friedhof birgt eine Überraschung. Gepflegt, kunstvolle Grabkreuze und Denkmäler mit verschlüsselten Symbolen, Blumenflor und knirschende Kieswege. Zur Ruhe fanden am stillen Ort Professoren, Akademiemitglieder, Künstler, Schriftsteller, Ärzte, Juristen. „Hier liegt Felix Schlagintweit Arzt und Schriftsteller“ (1868–1950); Heinrich Kirchner, Bildhauer (1902–1984); Wilhelm Jensen, Schriftsteller und Lyriker (1837–1911); das Familiengrab derer von Eichendorff (Enkel des Dichters); Max Haushofer, Landschaftsmaler (1811–1866), der im Jahr 1828 die „Malerkolonie Frauenwörth“ mitbegründete. Ich frage nach und erhalte den Hinweis, dass auf der Herreninsel, der größten im Inselbunde, Näheres über die Künstlergemeinschaft zu erfahren wäre.

Dort wandere ich nicht zu König Ludwigs II. Prunkbau, dem „Klein Versailles“, sondern zum Augustiner-Chorherrenstift, genannt das „Alte Schloss“. Und erlebe die nächste Überraschung.

Die Klostergründung geht auf das 8. Jahrhundert zurück. Im 12. Jahrhundert wurde aus der vormaligen Benediktinerabtei das Augustiner-Chorherrenstift. Um- und Ausbauten durch die Zeiten führten zum jetzigen Erscheinungsbild einer großrahmigen barocken Anlage. Nach der Säkularisation und mehrfachem Besitzerwechsel kaufte Ludwig II. 1873 die Insel, um sie für seinen pompösen Schloss-Neubau zu nutzen. In den Stiftsgebäuden richtete man für ihn Wohn- und Arbeitsräume ein.

75 Jahre danach fand in den Mauern mit der langen Geschichte ein Ereignis von politischer Tragweite statt. Vom 10. bis zum 24. August 1948 tagte dort der Konvent zur Vorbereitung des Grundgesetzes und der deutschen Verfassung

Im „Alten Schloss“ entstand im Jahr 1998 ein Museum, dessen Vielfalt letztlich doch auf den Ort des Geschehens fixiert ist: Dauerausstellung „Auf dem Weg zum Grundgesetz“; Geschichte des Klosters; Wohnung Ludwigs II.; Galerie „Maler am Chiemsee“; Gemädegalerie Julius Exter. – In der aufschlussreichen Dokumentation zur Nachkriegsgeschichte notiere ich mir aus der Vorlage Grundrechte: „Art. 1 Ab. 1 Der Staat ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Staates willen.“

Im Themenkreis „Maler am Chiemsee“ wird meine Neugier befriedigt. Das Künstlervolk, vor allem aus den Münchner Gruppierungen, entdeckte beizeiten die Schönheit des Voralpenlandes, verließ die Ateliers und zog mit Staffelei und Palette in die freie Natur. Der Chiemsee bot die Motive. Und der Umbruch in der Kunst vom akademischen Stil zur impressionistischen Malweise deutete sich schon an.

Im Jahr 1828 besuchten vier junge Maler die Fraueninsel. Unter ihnen Max Haushofer. Sie blieben den Sommer lang. Die Gründung der „Malerkolonie Frauenwörth“ war beschlossene Sache. Jährliche Aufenthalte folgten. Die kleine Insel und der Künstlerkreis wirkten wie ein Magnet. Andere Malerkollegen kamen. Man arbeitete, inszenierte Ausstellungen, feierte Feste. Der gute Ruf der Kolonie breitete sich aus. Und „begründete die Vorstellung vom Malerparadies Chiemsee.“

In einer von 1841 bis 1932 geführten „Künstlerchronik von Frauenchiemsee“ sind nicht nur viele Maler zu finden, sondern auch Schriftsteller. Neben anderen Felix Dahn, Victor von Scheffel, Erich Mühsam. – Die Traditionen der Malerkolonie reichten bis ins 20. Jahrhundert.

In der Galerie „Maler am Chiemsee“ sind die Künstler mit ihren Werken und Biografien vertreten. Von der Frühzeit an. Georg von Dillis (1759–1841) und Peter von Hess (1792–1871), der in seinen Gemälden die wunderbare Harmonie der Landschaft am See dem Betrachter nahebringt. – Aus den Jahren um 1900. Zu den Malern, die sich zu dieser Zeit am Chiemsee aufhielten, gehörten Max Slevogt (1868–1932) und Julius Exter (1863–1939), Mitbegründer der „Münchner Secession“. Dem Maler, Bildhauer und Kunstbesessenen ist eine große Ausstellung gewidmet, in der man seinem Weg zur eigenen künstlerischen Handschrift folgen kann.

Auf dem Oberdeck des Dampfers ziehen die Bilder an mir vorüber. Berge, der ruhende See, die Fraueninsel und das Farbenspiel des Sonnenuntergangs. In den Anblick versunken, versäume ich den Landgang am Ufer. Ich eile nach unten. „Halt! Ich muss aussteigen!“ Ein Mann vom Schiffspersonal ruft nach oben: „Franz, halt die Maschine an! Hier ist eine Frau, die will noch raus!“ Franz hält die Maschine an und setzt zurück. Das Schiff wird vertäut, der Steg ausgeschoben. Ich bedanke mich und gehe erleichtert in Gstadt zu meinem Nachtquartier.

Stippvisite in Wrocław

von Hannes Herbst, unterwegs in Polen

Als wir unserer über 90-jährigen früheren Institutskollegin Käthe S. von unserer Absicht erzählten, Wrocław zu besuchen, trug sie uns sofort auf, ihrer Heimatstadt Grüße zu übermitteln. Als junge Frau habe sie im damaligen Breslau während des Krieges Nachtwachen geschoben – im ersten Stock des Rathauses, in Erwartung von Bombenangriffen –, sich dabei schrecklich gelangweilt und heimlich gelesen ...

*

Das Stadtzentrum ist durch Arme der Oder mehrfach geteilt und mit Inseln versehen, auf deren größter neben dem gewaltigen Backstein-Dom sich auch die Kreuzkirche erhebt, an der Nikolaus Kopernikus das Amt des Scholastikers übertragen war, das er zwar nie persönlich ausübte, aber fast bis zu seinem Tode innehatte. Wer dem heutigen Flair und Charme dieser Altstadt nicht erliegt und wer insbesondere dem den Markt umgebenden Ensemble von Häusern diverser Baustile von der Gotik bis zur Moderne samt dem einzigartigen pittoresken spätgotischen Rathaus mit seinem knapp 70 Meter hohen Turm nichts abgewinnen kann, der sollte auf Reisen in alte Städte tunlichst verzichten.

Obwohl – mit dem Alter hat es in Breslau/Wrocław sein eigenes Bewenden. Denn Bombenangriffe waren bis Ende März 1945 zwar ausgeblieben, doch die verbrecherische deutsche Führung erklärte die Stadt zur Festung, die den Endsieg gegen die vorrückende Rote Armee bis zur letzten Patrone herbeikämpfen sollte, und die örtlichen Militärbefehlshaber waren hinreichend nibelungentreu, um den entsprechenden Befehlen gewissenhaft, – also gewissenlos – zu folgen.

NSDAP-Gauleiter Hanke, Hitlers Paladin in der Stadt, wollte die Zivilbevölkerung am 20. Januar 1945, in einem harschen Winter, per Befehl von jetzt auf gleich aus der Stadt jagen, scheiterte jedoch infolge völlig unzulänglicher Logistik und des hinhaltenden Unwillens der Betroffenen. Über 200.000 Frauen, (nicht wehrtaugliche) Männer und Kinder verblieben infolgedessen in der Festung. Sie gerieten in ein Inferno, das sich vom 15. Februar bis zum 6. Mai hinzog und das viele von ihnen nicht überlebten. Breslau wurde von der Roten Armee in erbittertem Häuserkampf erobert, in dem neben Infanteriewaffen Geschütze, Granatwerfer und immer wieder Flammenwerfer zum Einsatz kamen. Anfang April erfolgten schließlich schwere Bombenangriffe. Überdies ließ der letzte deutsche Kommandeur, General Niehoff, eine 300 Meter breite und einen Kilometer lange Schneise in die Innenstadt sprengen, um einen Behelfsflugplatz für die Versorgung der Festung auf dem Luftwege anzulegen. (Von dieser Piste soll sich Gauleiter Hanke kurz vor der Kapitulation am 6. Mai mit dem letzten Flugzeug, das in Breslau starten konnte, abgesetzt haben. Sein weiteres Schicksal ist ungewiss. Niehoff überlebte und kam mit zehn Jahren sowjetischer Kriegsgefangenschaft davon.)

Am Ende lagen von 30.000 Gebäuden der Stadt knapp 22.000 in Trümmern, und zahlreiche Kulturdenkmäler waren zerstört.

In dieser Gestalt wurde Breslau auf der Grundlage von Beschlüssen der Siegermächte zusammen mit weiteren 100.000 Quadratkilometern ehemals deutscher Ostgebiete nach Kriegsende unter zwar zunächst nur vorläufige polnische Verwaltung gestellt, im Endeffekt allerdings ein für alle Mal Bestandteil des Nachbarstaates und heißt seither Wrocław. Diese Entwicklung gehörte zum Preis, der den Deutschen für den bis dato vernichtendsten Aggressionskrieg in der Menschheitsgeschichte zu entrichten auferlegt wurde. Ein Sachverhalt, den die DDR bereits im Görlitzer Abkommen mit Polen von 1950 völkerrechtlich anerkannte – die Trennlinie zu Polen wurde im offiziellen Sprachgebrauch der DDR folgerichtig als Oder-Neiße-Friedensgrenze bezeichnet –, dem die alte Bundesrepublik eine vergleichbare Anerkennung jedoch bis zum Warschauer Vertrag von 1970 verweigerte. Zusammen mit den jahrzehntelangen offensiv vertretenen Rückgabeforderungen der westdeutschen Vertriebenenverbände schuf dies einen der permanenten Spannungsherde im Ost-West-Verhältnis während des Kalten Krieges, der endgültig erst mit den internationalen Regelungen um die deutsche Einheit von 1990 zu den Akten gelegt werden konnte.

Doch selbst die westlichen Partner der Bundesrepublik hatten diese Zäsur bereits Jahrzehnte zuvor und zum ewigen Ärger der ewig Gestrigen in Bonn zumindest de facto vollzogen: Als das Auswärtige Amt, wie *Der Spiegel* Ende 1961 berichtete, damals „75 im westlichen Ausland gedruckte Atlanten prüfen“ ließ, musste festgestellt werden, „daß nur ein einziger, ein schweizerischer Atlas, den provisorischen Charakter der Oder-Neiße-Linie hervorhob“.

*

Im heutigen Wrocław kann es zwischen Mai und Oktober – am helllichten Tag und aus heiterem Himmel – passieren, dass plötzlich Wagners Walkürenritt in erheblicher Lautstärke das Ohr des Besuchers attackiert. Dann steht der betreffende – nur wenig außerhalb des Stadtkerns – mit Sicherheit am etwa einen Hektar großen Multimediabrunnen der Stadt, dessen 300 Wasserdüsen mit dem ersten Takt der Musik beginnen, Geysire, Wassernebel, Punkt- und Palmenstrahlen sowie andere Figuren in die Luft zu zeichnen. In den Abend- und Nachtstunden illuminiert überdies 800 Lichtpunkte und drei Feuerdüsen diese Shows von bis zu einer Stunde Dauer. Ein höchst kurzweiliges Spektakel.

In unmittelbarer Nachbarschaft des Brunnens ragt wie eine gigantische, sich nach oben hin verjüngende Schichttorte die Jahrhunderthalle in den Himmel. Schmuckloser, nachgerade hässlicher Beton, doch – UNESCO-Weltkulturerbe. Denn der Trumm, ein Werk des damaligen Breslauer Chefarchitekten Max Berg, wurde bereits 1913 fertiggestellt und bietet bei Veranstaltungen nicht nur 10.000 Personen Platz, sondern seine 42 Meter hohe Kuppel mit insgesamt 65 Metern Durchmesser war damals das größte freitragende Bauwerk der Welt. Eines der ersten und bedeutendsten Beispiele moderner Stahlbetonarchitektur des 20. Jahrhunderts. Und die Befürchtungen eines Teils des seinerzeitigen Breslauer Stadtrats angesichts der 1911 vorgestellten

Pläne für das Projekt, das Riesending könnte einfach einstürzen, haben sich nicht bewahrheitet. Jedenfalls bis jetzt.

Wird fortgesetzt.

Kafka in Weimar

von Ulrich Kaufmann

Franz Kafka (1883–1924), der berühmteste unter den Prager deutschen Schriftstellern, ist wenig gereist. Seine Diarien enthalten drei „Reisetagebücher“, die auf Paris und Lugano verweisen. Eine dritte „Ferienreise“ führt ihn Ende Juni, Anfang Juli 1912 nach Weimar, die Stadt an der Ilm. Der Dichter reist gemeinsam mit seinem Entdecker, Förderer und Freund, dem Schriftsteller Max Brod. Ihm verdankt die literarische Welt, dass sie Kafka kennt. Kafka hatte den Freund gebeten, nach seinem Ableben sämtliche Manuskripte zu vernichten. Brod tat dies nicht, sondern edierte und kommentierte dessen Romane und Erzählungen.

Durch die Lektüre der Tagebücher, Gedichte und der Autobiographie Goethes bereitet sich der vormalige Germanistikstudent Kafka auf seine Weimar-Reise vor. Aus Leipzig kommend, begibt sich der reisemüde Kafka auf die Quartiersuche. „Langer Weg zum Hotel Chemnitz. Fast den Mut verloren. Suchen der Badeanstalten. Dreiteilige Appartements, die man uns anweist. Max soll in einem Loch mit einer Luke schlafen. Freibad am Kirschberg, Schwanensee.“ Von diesem Domizil aus, das heute ein Teil des Hotels „Anna Amalia“ ist, erkunden die beiden Tag für Tag die Stadt. In der Nacht des ersten Tages ziehen die Prager zum Goethe-Haus. „Sofortiges Erkennen. Gelbbraune Farbe des Ganzen. [...] Das Dunkel der Fenster der unbewohnten Zimmer.“ Kafka besucht am Folgetage nacheinander das Schiller- und das Goethe-Haus.

Mit Räumlichkeiten Goethes wird der Besucher nicht recht warm. „Flüchtiger Anblick des Schreib- und Schlafzimmers. Trauriger, an tote Großväter erinnernder Anblick. [...] Die sein Arbeitszimmer verdunkelnde Buche.“

Gleich am ersten Besuchstag interessiert den fast Dreißigjährigen eine andere Person mehr: Die 16 Jahre junge Tochter des Hausherrn (Hausmeisters), die auf den Namen Gretchen hört. Für Kafka ist es schwer, mit dem Mädchen allein zu sein. Die Schwestern umgeben sie und der Vater bleibt in der Nähe. Über das Äußere der Angeboteten erfährt der Leser des Tagebuchs wenig. „Ihre Beweglichkeit des Körpers im losen Kleid. [...]“ Gegen Ende des Weimar-Aufenthalts erinnert sich der unglücklich Verliebte erneut an sein Domizil. „Gehe ins Hotel, sitze ein Weilchen bei Max, der im Bett liegt.“

Ein „einstündiger Spaziergang“ gelingt dem Dichter erst am vorletzten Tag. Gretchen ist in Gedanken an ihren abendlichen Ball versunken. „Ohne jede Beziehung zu ihr gewesen. Abgerissenes immer wieder angefangenes Gespräch.“ Zu einem „Gretchen-Erlebnis“ werden die Weimarer Tage Kafkas nicht.

Die Dichterfreunde absolvieren ein volles Programm. Sie sind in den Parks zu Tiefurt und Belvedere, besuchen das Liszt-Haus, die Fürstengruft und die Herzogliche Bibliothek. Nach einem „vergeblichen Besuch im Goethehaus“ sitzt Kafka im Goethe-Schiller-Archiv. „Briefe von Lenz“, „Brief der Frankfurter Bürger an Goethe, 28. August 1830.“ Auf einer halben Seite zitiert Kafka in seinem Tagebuch ein Dokument, das zeigt, wie gern die Frankfurter mit ihrem Goethe einmal gemeinsam Geburtstag gefeiert hätten.

Zwei Monate später, am 21. August, denkt Kafka an Weimar zurück. „Unaufhörlich Lenz gelesen und mir aus ihm – so steht es mit mir – Besinnung geholt.“ Der geniale, kranke, gezeichnete Dichter und einmalige Goethe-Freund Jakob Michael Reinhold Lenz, der leicht entflammbar war und bei Frauen wenig Glück hatte, wird für Kafka zu einem Bruder in der Not.

Beide Dichter starben mit 41 Jahren.

Verrückt nach Italien

von Mathias Iven

Zwar quälte ihn seit Kindertagen die Angst vor Eisenbahnfahrten, dennoch reiste Sigmund Freud leidenschaftlich gern. Wenigstens einmal im Jahr wollte er das Gewohnte und Vertraute mit all seinen Zwängen und familiären Ritualen hinter sich lassen. Abgesehen von Kuraufenthalten in Karlsbad oder Bad Gastein, von Sommerfrischen mit der Familie in Berchtesgaden oder der Hohen Tatra – sein erklärtes Reiseziel war Italien. Nahezu zwanzig Mal machte er sich zwischen 1895 und 1923 auf in Richtung Süden. Er besuchte Padua, Bologna, Siena, Orvieto und Mailand. Sein Weg führte ihn nach Neapel, Sorrent, Amalfi, Pompeji und auf die Insel Capri. Auf zahllosen Postkarten berichtete er der Familie von seinen „Ruinenausflügen“. Ravenna schien ihm anfangs „ein elendes Nest“ zu sein, doch schon ein paar Stunden später vermeldete er, der Aufenthalt dort sei „noch sehr genußreich geworden“. Pisa, welche Enttäuschung, beschrieb er als „eine tode wüste Stadt, volle italienische Schweinerei“, wohingegen Florenz „ein toller Zauber“ war. Sichtlich beeindruckt war Freud von Sizilien: „Soviel an Farbenglanz, Wolgerüchen, Aussichten – u Wolbefinden habe ich noch nicht beisammen gehabt.“ (*Schreibweise nach dem Original – d. Red.*)

Martha Freud konnte der Vorliebe ihres Mannes für solcherart Bildungsreisen nie etwas abgewinnen. Doch ohne Begleitung unterwegs zu sein – wie es auf einer einwöchigen Tour durch Oberitalien im September 1898 geschah –, war für Freud undenkbar. „Alleinsein“, so gestand er ihr, „ist sehr komisch“. Der „nächste und billigste Reisegefährte“ war sein jüngerer Bruder Alexander, zumal dieser Freuds Sehnsucht nach dem Süden uneingeschränkt teilte. Mehrmals reisten die beiden zwischen 1895 und 1905 nach Italien. Die Verteilung der Aufgaben bei der Vorbereitung war klar geregelt. Alexander, der 1897 ein Eisenbahn-Stationsverzeichnis für Österreich-Ungarn veröffentlicht hatte und seither als nationale Autorität auf dem Gebiet des Transport- und Tarifwesens galt, suchte die schnellsten Verbindungen und die schönsten Routen heraus. Sigmund seinerseits war für die Festlegung der Besuchsprogramme verantwortlich. Daneben wurde Freud auf seinen Reisen wiederholt von seiner seit 1896 im familiären Haushalt lebenden Schwägerin Minna Bernays begleitet. Vier Mal war sein Budapester Schüler und Kollege Sándor Ferenczi an seiner Seite, den Freud als eine „liebenswerte, menschenfreundliche, allem Bedeutenden aufgetane Persönlichkeit“ schätzte.

Gemeinsam mit Alexander reiste Freud im September 1901 nach Rom, für ihn „die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches: ein Höhepunkt des Lebens“. Schon im Dezember 1897 hatte er seinem Berliner Freund und Vertrauten Wilhelm Fließ gegenüber geäußert: „Meine Rom-Sehnsucht ist übrigens tief neurotisch.“ Sechs Tage nach seiner Ankunft erklärte er seiner Frau kurz und bündig: „Es ist zu herrlich u ich war noch nie so wol.“ Als Freud sich im September 1907 erneut in Rom aufhielt, schrieb er am Ende eines an die Familie gerichteten Briefes: „Schade, daß man hier nicht dauernd leben kann. Von diesen kurzen Besuchen hat man nichts als ungestillte Sehnsucht u die Empfindung der Unzulänglichkeit aus allen Seiten.“

Sieben Mal weilte Freud in der italienischen Hauptstadt, insgesamt verbrachte er dort 57 Tage. Im September 1923 kam er in Begleitung seiner Tochter Anna. Kurz. Nach ihrem Eintreffen sandte er die folgenden Zeilen an Lou Andreas-Salomé: „So bin ich wieder in Rom und merke, es wird mir wohl tun. Was für eine gute Gesellschaft meine kleine Tochter ist, merke ich erst hier.“ Trotz seiner angeschlagenen Gesundheit – im Frühjahr war ein Krebsgeschwür in seiner Mundhöhle diagnostiziert worden und er hatte sich einer ersten Operation unterziehen müssen – absolvierten Vater und Tochter in den folgenden drei Wochen ein an die Grenzen der Kondition gehendes Besichtigungsprogramm. Auf der letzten, am 16. September 1923 geschriebenen Postkarte hieß es: „Um den Abschied zu erleichtern, ist heute wieder Scirocco u die Kieferreaktionen belästigen mich mehr denn je.“ Freud sollte Rom nie wieder sehen.

Was Sigmund Freud ansonsten im Land seiner Träume erlebte, das schildert der Journalist Jörg-Dieter Kogel mit Bravuro und Sachverstand in seiner jüngsten Veröffentlichung. Außerdem zeigt er, wie und welche Reiseeindrücke Eingang in Freuds wissenschaftliches Werk fan-

den. Ein alles in allem äußerst anregendes Buch, das zum Begleiter für die nächste Italienreise werden sollte.

Jörg-Dieter Kogel: Im Land der Träume. Mit Sigmund Freud in Italien, Aufbau Verlag, Berlin 2019, 252 Seiten, 24,00 Euro.

Der Mensch im Dokumentarfilm

von F.-B. Habel

*Erkunde weiter dieses Niemandsland.
Sei risikofreudiger, künstlerisch und ideologisch.*

Joris Ivens

Aus seinem bürgerlichen Vornamen George wurde Joris, und als Joris Ivens wurde der 1898 geborene Sohn eines Fotofabrikanten im niederländischen Nijmegen bekannt als der Mann, der auf fünf Kontinenten filmte – wie es im Titel eines DEFA-Kurzfilms von 1962 heißt. Sein familiärer Hintergrund bewirkte seine Auseinandersetzung mit dem Medium Film schon im Kindesalter. Während des Studiums der Wirtschaftswissenschaften in Rotterdam und der Fototechnik in Berlin kam er in den Nachkriegsjahren mit sozialistischen Ideen in Berührung. Als Filmemacher gehörte er der Richtung der Neuen Sachlichkeit an, die aus der Bildenden Kunst erwuchs und auch den Film beeinflusste. Der avantgardistische Streifen „Regen“ war 1928 sein Durchbruch. Ivens folgte Einladungen zu Festivals in der ganzen Welt, und hier begann sein Leben als Weltbürger. Er bereiste die Sowjetunion und wurde zum Kommunisten. Der Einsatz für die Unterprivilegierten und Unterdrückten bestimmte seine weitere Arbeit. In der Sowjetunion drehte er zu Beginn der dreißiger Jahre zwei Filme über den Aufbau einer neuen Gesellschaft, er schilderte das menschenunwürdige Leben der Bergarbeiter in der belgischen Borinage, begleitete die Spanienkämpfer und schuf mit Ernest Hemingway den Film „Spanische Erde“. Er begab sich nach Südostasien, wo er im japanisch-chinesischen Krieg mit seinem Film „400 Millionen“ eindeutig Partei für das chinesische Volk ergriff. Diese Liebe zu China blieb ihm und war in gewisser Hinsicht auch verhängnisvoll. In den sechziger Jahren begrüßte und unterstützte er Maos Kulturrevolution. Dass das ein Fehler war, mochte er sich auch dann noch nicht offen eingestehen, als man in der Volksrepublik wieder einen gemäßigten Kurs einschlug.

Vor 30 Jahren starb der Weltbürger Joris Ivens 90-jährig in Paris. Das nahm der linke Berliner Bildungsverein Helle Panke zum Anlass, auf ein in der Filmgeschichtsschreibung zu Unrecht unbeachtetes Kapitel im Schaffen von Joris Ivens aufmerksam zu machen.

Nach seinem Film „Indonesia Calling“ (1946), der die Unabhängigkeitsbestrebungen in der niederländischen Kolonie Indonesien unterstützte, war er im Heimatland zur Unperson geworden. Zunächst lebte er in Polen, weil er mit der polnischen Autorin Ewa Fiszer verheiratet war. Zeitlebens übernahm Ivens zahlreiche Ehrenämter. Als Mitglied des Weltfriedensrates kam er mit der jungen DDR in Kontakt. Hier arbeitete bereits sein früherer Mitarbeiter Joop Huisken als Regisseur. Ivens war neugierig auf den Aufbau unter sozialistischen Vorzeichen und nahm gern an, als ihm das DEFA-Dokumentarfilmstudio einen Vertrag als Regisseur und Dramaturg anbot. Diesen Lebensabschnitt hat der frühere Dokumentarfilm-Regisseur und Filmhistoriker Günter Jordan akribisch recherchiert und seine Ergebnisse in ein umfangreiches Buch „Unbekannter Ivens – Triumph, Verdammnis, Auferstehung“ einfließen lassen.

Tatsächlich entstanden bei der DEFA zwischen 1952 und 1962 sieben Ivens-Filme, von denen allerdings nur ein einziger seine eigene Regie-Arbeit war, während die weiteren zwar von ihm angeregt und befördert worden waren, aber in Zusammenarbeit mit vielen anderen Regisseuren

entstanden. Gerade sein eigener Film „Friedensfahrt 1952 Warschau – Berlin – Prag“ war sein schwächster, denn Ivens konnte sich nicht von den politischen Vorgaben lösen. Schon daran wurde offensichtlich, dass der Kulturpolitik der DDR daran gelegen war, Ivens' international bekannten Namen zu verwerten, ohne ihm künstlerische Freiheiten zu gestatten.

Zuvor war Ivens einer der beiden Hauptregisseure des Großprojekts „Freundschaft siegt“ über die Weltfestspiele 1951 in Berlin. Bis zu acht Aufnahmegruppen waren im Einsatz. Der Farbfilm war nur mit einem Koproduzenten zu stemmen, und das war das Mosfilm-Studio. In Moskau wünschte man sich ausgerechnet den im Dokumentarfilm weitgehend unerfahrenen Unterhaltungsfilm-Regisseur Iwan Pyrjew als Hauptregisseur, der Ivens an den Rand drängte. Günter Jordan resümierte, dieses Werk sei „filmische Gigantomanie in Bild, Musik, Text, und ein Sieg der Logistik über die Kunst“.

Langsam brachte Ivens eine neue Auffassung vom Dokumentarfilm in die DEFA. Während sein Antipode Andrew Thorndike als Aufgabe des Dokumentarfilms Aufklärung, Propaganda und die Wiedergabe von Aufmärschen sah, ging Ivens vom Menschen aus: „Unsere Filme sind noch zu neutral, zu beschreibend und trocken, zu enzyklopädisch. (...) Man sagte uns, der Mensch – der Held – gehöre in den Spielfilm. Aber der Mensch hat seinen Platz im Dokumentarfilm.“

Joris Ivens übernahm bei der DEFA die künstlerische Leitung weiterer Großprojekte. In Zusammenarbeit mit dem Weltgewerkschaftsbund entstand 1953/54 „Lied der Ströme“. Geschildert wurde darin das Leben von Arbeitern an den großen Flüssen der Welt. Ivens gelang es, neben dem Hauptautor Vladimir Pozner auch Bertolt Brecht, Dmitri Schostakowitsch, Paul Robeson und Ernst Busch für die Mitarbeit zu gewinnen. Trotzdem setzte der staatliche Verleih Progress den Film in der DDR nur in Sondervorführungen ein, während er in der Welt ein großes Millionenpublikum erreichte.

Ähnliches widerfuhr Ivens mit dem von der Internationalen Demokratischen Frauenföderation (IDFF) geförderten Episodenfilm „Die Windrose“ (1956/57). Der Film vereinte fünf Episoden aus fünf Ländern von zwei Regisseurinnen (damals noch außergewöhnlich) und drei Regisseuren aus China, Brasilien, Italien, Frankreich und der Sowjetunion. Obwohl auch Simone Signoret und Yves Montand mitwirkten, wurde der Streifen nur in Matineen eingesetzt. Der Film, der unter der Hauptregie von Alberto Cavalcanti entstand, war für Ivens Schaffen in der DEFA neu, ein realistisches Frauenbild und der Ausbruch aus der Formelhaftigkeit.

Sein bis heute bekanntester DEFA-Film war die in Koproduktion mit einer französischen Firma entstandene Adaption von Charles De Costers „Die Abenteuer des Till Ulenspiegel“ (1956/57). Doch erwies sich, dass der Spielfilm für den Dokumentarfilmer ein fremdes Terrain war. Sein Hauptdarsteller Gérard Philipe hatte so viele Einfälle, dass Ivens schließlich ihm die Regie überließ.

Nach Auslaufen seiner DEFA-Verträge arbeitete Joris Ivens von Paris aus in aller Welt, blieb aber der DDR (und besonders dem von ihm geförderten Leipziger Dokumentarfilmfestival) verbunden. Doch zu Beginn der siebziger Jahre kam es zu einer Entfremdung, deren Grund einerseits in Ivens' Hinwendung zum Maoismus und der Verteidigung der chinesischen Kulturrevolution lag, andererseits auch in Kritik an der Kulturpolitik der DDR und den sozialistischen Ländern, die er in seinem in niederländischer Sprache verfassten Erinnerungen übte. Er warf ihnen vor, sie verfolgten „einen Revisionismus der fundamentalen Prinzipien des Marxismus-Leninismus“.

Ivens blieb korrespondierendes Mitglied der Akademie der Künste der DDR, seine alten Filme liefen auch weiterhin in Klubs oder Kulturhäusern. Persönliche Kontakte, etwa zu seinem DEFA-Produktionsleiter Hans Wegner oder zum Direktor des Staatlichen Filmarchivs, Wolfgang Klaue, blieben bestehen. Ivens drehte bis an sein Lebensende gesellschaftlich relevante Filme. Den letzten, „Eine Geschichte über den Wind“, stellte er mit 89 Jahren zusammen mit seiner Frau Marceline Loridan fertig. Als er nicht mehr reisen konnte, stellte sie den Film auf dem Leipziger Festival vor. Sie verlas sein versöhnliches Grußwort, in dem es hieß: „Vielleicht kann man meine Position mit der eines Katholiken vergleichen. Man weiß zwar, dass nicht alles richtig ist, aber man behält seinen Glauben. Ich glaube weiterhin an den Sozialismus, aber nicht

innerhalb eines rigiden Staatssystems. Wie ein Katholik, der an Gott glauben kann, ohne die Strukturen der Institution Kirche zu bejahen.“

Zum Weiterlesen empfohlen: Günter Jordan: Unbekannter Ivens. Schriftenreihe der DEFA-Stiftung im Bertz + Fischer Verlag, Berlin 2018, 680 Seiten, 29,00 Euro.

Der Satansbraten

von Bettina Müller

Der kleine blonde Junge ist irgendwie unheimlich. Steht einfach nur da und fixiert etwas, das nur für ihn sichtbar zu sein scheint. Hinter ihm lauern noch mehr blonde Kinder, die ebenfalls die Aura kleiner Gefrierschränke verbreiten: unmenschlich, unerbittlich, ohne jegliche Empathie. „Midwich Cuckoo“ heißt der Ort in dem britischen Science-Fiction-Film „The Village of the Damned“ (Das Dorf der Verdammten) aus dem Jahr 1960 nach dem Roman von John Wyndham. Darin ist Martin Stephens Teil einer Truppe merkwürdiger Kinder, die telepathisch miteinander in Verbindung zu stehen scheinen und eine verängstigte Dorfgemeinschaft terrorisieren. Am Ende legt der glücklose George Sanders als tapferer Dorfarzt ein Haus mitsamt seiner blonden Horrorbewohner in Schutt und Asche, kommt dabei aber selber ums Leben. Dass die ganze Sache nicht gut ausgehen würde, ahnt der Zuschauer schon früh. Die geballte Ladung an kühlem und fatalistischem Blond in Kindsgestalt, die auch auf dem Reißbrett eines Adolf Hitler hätte entstehen können, versetzt ihn in ständige Alarmbereitschaft.

Der am 15. Juli 1949 in Southgate bei London geborene Martin Stephens stand schon im zarten Alter von fünf Jahren vor der Kamera und überzeugte mit seiner kindlichen, aber überhaupt nicht kindischen Performance. So konnte er bereits 1958 in seinem zweiten Film „Law & Disorder“ neben dem britischen Star und späteren „Sir“ Michael Redgrave glänzen. Es folgten weitere Rollen, zum Beispiel in dem Abenteuerfilm „Harry Black & the Tiger“ mit dem draufgängerischen Stewart Granger. Der Film wurde in Indien gedreht, was für den Jungen natürlich zu einem unvergesslichen Abenteuer wurde. Um 1960 wuchs seine Popularität stetig, mit besagtem Film über das dem Tode geweihte Dorf erreichte sie den Höhepunkt. Der Streifen wurde zum Kultfilm und in belanglosen Remakes kopiert, die aber nie die Perfektion des Originals erreichten.

Indes wurde die prägende Rolle auch zu Stephens' Verhängnis, haftete ihm nun doch die Aura des Bösen, des Unheimlichen, des blonden „Satansbraten“ an. Kein Wunder, dass der britische Regisseur Jack Clayton ihn 1961 für seinen klassischen *Gothic Horror* Film „The Innocents“ (Das Schloß des Schreckens) verpflichtete, der zum Meisterstück des jugendlichen Darstellers wurde. Das Casting war schnell entschieden. Martin überzeugte den Regisseur durch seinen ruhigen, aber extrem charismatischen Auftritt. Seine Präsenz und ein paar Blicke reichten, um zu verstören. Und doch brachte er auch eine gewisse Würde mit – ein kleiner großer Gentleman mit perfekten Manieren.

Hurtig ging es für Stephens auf in das fiktive „Bly House“, zurück in die Zeit des viktorianischen Englands. Der puritanischen Pfarrerstochter Miss Giddens alias Deborah Kerr wird darin übel mitgespielt. Michael Redgrave, dem sie nur kurz begegnet, zu dem sie aber schnell in Liebe entflammt, wird ihr Arbeitgeber. Er schickt die unerfahrene Gouvernante auf seinen idyllischen Landsitz mit wunderschönem Park und See, wo sie seinen Neffen und seine Nichte in den Sommerferien betreuen soll, weil deren Eltern nicht mehr leben. Vogelgezwitscher und Sonnenschein, Idylle auf dem englischen Land, ein Sommer, der nicht mehr enden will. Doch langsam machen sich Schatten des Ungewissen und vor allem des Übernatürlichen breit, das vermeintliche Paradies wird bedroht, die weiße Kleidung der engelsgleichen Kinder Martin Stephens und Pamela Franklin wird beschmutzt. Sind sie es selber, die mit dem Schmutz werfen, oder können sie nichts dafür? Denn das Gespenst von Miss Giddens Vorgängerin, der unglücklichen Miss Jessel, geht um, die

von dem sinistren Wildhüter Peter Quint geschwängert und in den Selbstmord getrieben wurde. Die beiden scheinen aus dem Jenseits Besitz von den Kindern zu ergreifen, oder ist das alles nur die Phantasie der unerfahrenen Miss Giddens, die sich sehnsüchtig wünscht, dass der „Master“, der Onkel der Kinder, doch nur zurückkommen möge? Es ist unter anderem diese Ambiguität, die den Film so spannend macht, aber auch der Drehort trug dazu bei: Sheffield Park Garden, ein wunderschöner Landsitz mit traumhaftem Garten in der Grafschaft Sussex. Unvergesslich der Moment, in dem Miss Giddens und ihre beiden Schützlinge ein Picknick am See veranstalten. Weiße Blüten fallen unheilschwanger zu Boden, plötzlich verstummt das Vogelgezwitscher und die Kinder schauen starr und wie Zombies in die Ferne auf das andere Ufer, dort, wo sich das Schilf unheilvoll im Winde wiegt und geheimnisvoll rauscht. Und da steht sie auf einmal, ganz in schwarzen Taft gehüllt, Miss Giddens, der Engel des Todes. Lockt, klagt an, hadert mit ihrem Schicksal, will aus ihrer Zwischenwelt zurück zu den Kindern und vor allem zu ihrem Geliebten.

Jack Clayton ist es zu verdanken, dass die Performance der beiden Kinder so perfekt und natürlich gelang. Bis fast zum Schluss ließ er sie vor jedem Drehtag darüber im Ungewissen, wie es mit der Geschichte weitergehen würde, und verhinderte so eine gekünstelte Atmosphäre, ein jegliches Nachdenken über die Rolle; schließlich waren sie Kinder und sollten es im Film auch bleiben, trotz allem. Besonders Martin Stephens hatte eine ganz besondere Aura des Übernatürlichen, die man nicht spielen kann, die instinktiv ist, auch irgendwo in seiner Persönlichkeit verankert sein muss, dort aber noch schlummert und nur in dieser seltsamen Zwischenwelt zwischen Kindheit und Erwachsenenalter zum Vorschein kommen kann, wenn die Rahmenbedingungen stimmen.

Es scheint ein ungeschriebenes Gesetz zu sein, dass Kinderstars mit zunehmendem Alter meist ein wenig seltsam werden, dem Alkohol oder anderen Drogen verfallen oder sonst auffällig werden, weil sie mit dem frühen Ruhm nicht zurechtkommen. Nicht so Martin Stephens. Er entschied sich, seine Filmkarriere zugunsten seiner Liebe zur Architektur aufzugeben. Sein letzter Film war wieder ein Horrorfilm, „The Witches“ (1966), diesmal aus dem wenig subtilen britischen Hause „Hammer“, die vor allem für ihre Dracula-Reihe mit Christopher Lee bekannt war. Die Rolle hinterließ jedoch keinen bleibenden Eindruck, der kindliche Charme auf der Leinwand war verfliegen, aber auch das Ambivalente, das Übernatürliche und latent Unheimliche in seiner Präsenz. Den „Kinderstar“ gab es nicht mehr und ob man den Ruhm ins Erwachsenenalter übertragen konnte, war fraglich. Stephens entschied sich nach diesem Film endgültig für ein Architekturstudium in Belfast und Bristol. Nach seinem Abschluss machte er sich als Architekt selbstständig.

Heute lebt Martin Stephens zusammen mit seiner Ehefrau und drei Hunden in Portugal. Er hat tatsächlich eine Verbindung zum Spirituellen, ist der uralten indischen Vipassana-Meditationstechnik verbunden, die man auch auf seinen besten Film „The Innocents“ anwenden könnte, nämlich die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind, um somit verstörende Ambiguität auszuschließen. Gelegentlich reist er noch in Sachen „Midwich Cuckoo“ zu Science-Fiction-Conventions, dort ist er bis heute unvergessen. Blond ist er schon lange nicht mehr. Am 15. Juli feiert der ehemalige Kinderstar seinen 70. Geburtstag.

Ode an einen Apfelbaum

von Eckhard Mieder

Ich wage nicht, Hand zu legen
Und Säge an den alten Apfelbaum
In meinem Garten. Krumm
Überschaut er Gelände und Jahre.
Ein stummer Wächter, ein
Weiser Dummer; ein Alterchen eben,
Wer weiß, was in ihm vorgeht,
Während er steht und steht und steht.

Jetzt aber auf dem Zettel steht,
Er sei in einem *katastrophalem Zustand*,
Geschrieben vom neuen Vorstand
Des Gartenvereins, dem ich angehöre
Wie das Mitglied einer Sekte
Raunender Naturfreunde – und doch
Sagt der Große Vorsitzende jetzt,
Mein alter Apfelbaum muss weg.

Sie haben es bei der jährlichen
Bestandsaufnahme sowie Besichtigung
Entdeckt: dass du wegmusst. Sie haben
Mir in die Hand gegeben, dass ich
Zur Säge greifen soll oder zur Axt oder
Was weiß ich, wie ich Dich ausreißen könnte, tilgen
Aus dem Erdreich, dem Erdarmen, ohne
Erbarmen oder hinlangend mit meinen Armen.

Neues aus meinem Krankenhaus

von Erhard Weinholz

Weshalb ich diesmal hier bin, ist wohl nicht so wichtig. Behandelt werde ich mit einem Breitband-Antibiotikum, das, wie es in der Chefvizite hieß, fast immer zum Erfolg führt. Und falls er sich einmal nicht einstellt, hilft eines der Spezialmittel – wo die zuschlagen, bleibt kein Keim auf dem anderen. Aber bei mir ging es zum Glück auch so.

Mein Zimmer, ein Zweibettzimmer, ist klein und eng, doch gehört zu ihm ein angrenzender Aufenthaltsraum: Zwischen kahlen Wänden stehen drei Stühle um einen Tisch, auf dem neben dem Krankenhaus-Speiseplan die vorletzte Nummer der *Apotheken-Umschau* liegt. Ob sie alle zwei Wochen durch die nächste vorletzte Nummer ersetzt wird, konnte ich in den wenigen Tagen meines Aufenthaltes nicht ermitteln. Genutzt wird der Raum so gut wie nie.

Auf der Station sieht man vor allem dicke ältere Männer, die mit Volksredner-Stimme telefonieren. So richtig ins Gespräch gekommen bin ich bislang mit keinem von ihnen. Allein bin ich hier dennoch nicht: Meine Gedanken sind ständig bei mir.

Acht Uhr morgens ist es inzwischen. Unten auf dem Hof beginnt man Grünanlagen und Wege zu verschönen. Zwei Männer beschneiden mit Motorsägen die Hecken. Die eine Säge surrt nur leise, die andere macht etwas mehr Geräusch. Weit übertroffen wird sie von einer Art Mähmaschine, einem kleinen Teufelsding, das das Gras in den Pflasterritzen vertilgt. Wohl eine höchst wichtige Arbeit, denn weshalb sonst dürfte sie so viel Krach machen? Noch einmal laut wird es am Abend: Dann beschallt das Freilichtkino gleich nebenan uns Patienten, die wir endlich schlafen wollen. Schluss ist meist erst gegen Zwölf. Meine Freundin B. rät mir, den Kinobetreibern eine Stummfilm-Woche zu empfehlen.

Viel wird auf der Station für die Bereicherung unseres Wissens getan. Doch während die telefonierenden dicken Männer uns vorwiegend Einzelheiten aus dem eigenen Privatleben mitteilen, hören wir von einer Assistenzärztin Wichtiges aus dem Leben Dritter, das diese gern für sich behalten hätten. Einen älteren Herrn belehrt sie in meinem Beisein, was zu tun sei, falls er an einer bestimmten – heimtückischen – Krankheit leide. Dass ihm das peinlich ist, scheint sie nicht zu bemerken. Sie ist eine der vier oder fünf Assistenzärzte aus dem Nahen oder fernerer Osten, die die Personalnot hier auf der Station lindern helfen – vielleicht geht man bei ihr zu Hause mit solchen Dingen anders um? Wieder unter uns, zitiert der alte Herr, den ich bis dahin als Weltkenner erlebt hatte, zu meiner Überraschung Sarrazins „Deutschland schafft sich ab“.

Mehr noch als durch mündliche Mitteilung erfahren wir durch Aushänge. Ein Zertifikat auf dem Stationskorridor lässt uns wissen, das Personal dieser Station habe alle Anforderungen gemäß ISO 9001 erfüllt. Soll das heißen, dass es stets fleißig gearbeitet hat? Oder dass es die Station frei hält von Konservierungsstoffen und Geschmacksverstärkern, von Giftgas und Atomraketen? Dazu lesen wir hier nichts. Obendrein ist das Zertifikat schon seit langem ungültig. Ein großes Infoblatt daneben zeigt uns, wer hier einst tätig war und wie Chefin und Oberärzte in ihrer Jugend ausgesehen haben.

Wirklich aufklärend sind hingegen jene großen Wandtafeln, die kaum jemand eingehend mustert – dabei gehen chronische Venen-Erkrankungen oder Krampfadernerleiden doch uns alle an! Ebenso könnten die Typologie der Fußpilze oder ein Überblick „Schweißdrüsen-Ekzeme einst und jetzt“ der Betrachtung wert sein. Für Geschichtsfreunde von Interesse wären schließlich die berühmten „Fünf Stadien der Gehirnerweichung nach Prof. Possendorf-Possenhofen“ und die Darstellungen walachischer Trinkerlebern nach Prof. Kurkumowski-Anisowitsch, die einst in keinem Haushalt fehlen durften.

Auch die Herren Professoren sind auf solchen alten Tafeln abgebildet: stehender Blick, pechschwarze gewaltige Vollbärte, auf der Brust Ordensblech. Schaut man genauer hin, erkennt man: Es sind beide Male der Orden der hl. Bizerba 4. und der hl. Zekiwa 3. Klasse, beides käufliche Auszeichnungen des Großfürstentums Radunski, das vor vielen Jahren schon unter unrühmlichen Umständen von der politischen Landkarte verschwunden ist. Das trinkfeste, lebensfrohe Volk der Radunsen ernährte sich unter anderem davon, abenteuerlustige Globetrotter auf halbsbrecherischen Pfaden gründlich in die Irre zu führen; ihre Skelette verkaufte man an allerlei Medizinaleinrichtungen.

Ein solches Knochengerüst steht auch in einem der Fenster im Seitenflügel gegenüber, und in manch schlafloser Nacht – denn schlafen kann ich in diesem Krankenhaus so gut wie gar nicht – hatte ich befürchtet, dass es mich bald nach Mitternacht zu sich herunterwinken würde. Es wäre kein gutes Omen gewesen. Doch es riefen zu jener Stunde nur hin und wieder zwei, drei Käuzchen. Heute Morgen setzte sich dann ein Meisenpaar in mein Fenster; sein Zwitschern verließ mir: Der Tag wird gut, wird rasch vergehen, bald kehrst du nach Hause zurück.

„... ein unschuldiges Ding von Städtchen“

von Dieter Naumann

Im Jahr 2019 feiert Garz, Rügens älteste und kleinste Stadt, ihr 700. Jubiläum. Grund genug zu recherchieren, wie sich Garz in historischen Reiseführern darstellte.

Autoren wie Gotthard Ludwig Theobul Kosegarten, Heinrich Laube und Friedrich Lampert erwähnen die Stadt überhaupt nicht, obwohl ihnen deren Alter und die Gleichsetzung des Garzer Burgwalls mit dem Fürstensitz Charenza bekannt gewesen sein dürften. Diese inzwischen widerlegte Identifikation hielt sich hartnäckig in der Rügenliteratur und bildete anfangs den einzigen Gegenstand bei der Beschreibung von Garz. Es gab sogar Empfehlungen, Garz zu meiden, wie 1847 bei Theodor von Kobbe und Wilhelm Cornelius: „Das Städtchen Garz, die vormalige alte Fürstenburg Carena, lassen wir links liegen [...]“ Als Gründe werden unter anderem verwittertes Pflaster und „kein hübsch Gesicht“ in Gedichtform angegeben.

Man könnte das nicht gerade zu den literarischen Kostbarkeiten gehörende Gedicht ignorieren, wäre da nicht die *Sundine. Unterhaltungsblatt für Neu-Vorpommern und Rügen*, vom 29. Dezember 1841, die sich zu einigen Missständen in Garz äußert. Die Stadt habe seit einigen Jahren endlich begonnen, Steindämme zu legen, was dringend notwendig sei, „denn es ist auf Straßen in Garz so weit zu, daß man nicht anders als mit großen Stiefeln durchkommen kann

[...], vor allem bei reginigtem Wetter und schlechter Jahreszeit“. Das betreffe auch den Weg zur Kirche, denn dorthin ziehe man sich doch nicht so an, als wolle man zur Jagd oder zur Fischerei, besonders für Frauen sei es „ein bißchen zu arg“.

Johann Friedrich Zöllner kritisiert 1795, dass die „Chronistenschreiber, wie gewöhnlich“, aus der Residenzstadt eine große Handelsstadt „gefabelt“ hätten, tatsächlich sei sie jedoch nichts anderes gewesen als eine Burg mit einem Flecken, „wovon noch jetzt einige unbedeutende Ruder (Trümmer – *D.N.*) vorhanden sind“. Immerhin charakterisiert er die Stadt als „nach hiesiger Landesart recht hübsch gebaut und scheint ein nahrhafter Ort zu seyn, wozu auch die hiesige Poststation etwas beiträgt“.

„Garz nun ist ein unschuldiges Ding von Städtchen“, schreibt Karl Nernst 1800. „Sie brüset sich ganz und gar nicht mit dem Charakter einer Stadt, zeigt sich vielmehr in der niedrigen Gestalt eines schlechten Dorfes [...] – wenn nicht die beiden geschickt ausgeschnittenen Büsten vor der Thüre des Rathhauses, das Rathhaus und dieses einen löbl. Magistrat und das Daseyn desselben hinwiederum einen mit städtischer Gerechtigkeit bewidmeten Ort verrieht“. Dennoch sei die Umgebung „nichts weniger denn todt und unlieblich“, enthalte vielmehr für den Naturfreund mannigfaltige Reize. Johann Jacob Grumbke verweist 1805 darauf, dass Garz durch Kriege „gebrandschatzt, verwüstet und durch verschiedene Flammenbrünste eingäschert“ wurde und so zu seiner jetzigen „Unbedeutendheit“ herabsank. Die Häuser seien klein, niedrig, manche noch mit Stroh bedeckt und nicht massiv, die höchstens drei bis vier Hauptgassen seien ungepflastert und würden bei anhaltendem Regenwetter „äußerst tief und kotig“. Deshalb werde gespottet, die Garzer würden im Herbst ihren Damm abnehmen und für den Sommer aufbewahren.

Karl Balthasar Schneider findet 1823 in Garz selbst „nichts Sehenswerthes und wir eilen also nur sogleich dessen interessanteren Umgebungen zu“. Damit meint er unter anderem „mehrere Dörfer [...], die den Namen Wendorf führen“, wobei sich die Kirche, in der die Garzer eingepfarrt sind, und der Pfarrhof in einem dieser Dörfer befänden.

Statt des Bedürfnisses an stimmungsvollen Naturbildern in den Reisebeschreibungen wächst in der Leserschaft von Reiseführern indes bald das Interesse, die damit geweckten Emotionen selbst zu erleben, und damit der Bedarf an sachlichen Informationen. Anfangs tut man sich dabei zumindest mit der Benennung empfehlenswerter Gasthöfe noch schwer. So wird in einem Reiseführer 1828 zwar die Möglichkeit zum „Mittagsmahle“ in Garz betont, aber kein Gasthof angegeben. 1834 verweist ein Reiseführer darauf, Garz habe auch „Wirthshäuser, deren man viele sieht“, allerdings ohne sie zu benennen. In der Folgezeit werden die Angaben immer detaillierter. 1888/89 werden als erstes Hotel das „Hôtel du Nord“ und „täglich einmal Postverb. nach Samtens in 1¼ St., tägl. Omnibus und Post nach Puttbus“ erwähnt. 1903/04 folgt im Reiseführer von Arthur Schuster der Hinweis, dass Garz „jetzt Station der Kleinbahn“ ist.

Zu dieser Zeit warnte das Rügensch *Kreis- und Anzeigblatt* vom 2. Februar 1903 die Gasthaus- und Hotelbesitzer: „Es scheint sich hier und in der Umgebung ein junger schlanker Mensch mit schwarzem Schnurrbart herumzutreiben, der sich als Pferdeaufkäufer ausgiebt und im Sommer Hausdiener sein will. Er hat sich den Namen Mann gegeben. Sein Aufenthalt soll augenblicklich Garz sein. Dieser Mann scheint die Wirthe zu betrügen; er lässt sich Speisen, Getränke und Logis verabfolgen und ist Morgens dann verschwunden, ohne zu zahlen. Bekleidet war der Mann mit einem blauen Anzuge und einem zerlumpten blauen Regenrock.“

Der Reiseführer von Grieben nennt 1912/13 erstmals für das als „empfehlenswert“ charakterisierte „Bahnhofshotel“ Zimmer- und Frühstückspreise: Demnach werden für ein Zimmer 1½ bis 2½ Mark verlangt, Frühstück kostet 50 Pfennige. Garz sei jetzt eine „einfache Sommerfrische (mit Badeanstalt im Garzer See)“, außerdem verweist man auf den evangelischen Gottesdienst in der Kirche, „kath. nur hin und wieder“. Erst später können der evangelische und der katholische Gottesdienst in jeweils eigenen Kirchen stattfinden.

Arthur Schusters Reiseführer aktualisiert 1913/14: Die Stadt habe Post- und Telegrafnamt, eine Gasanstalt („Aerogengas-Beleuchtungsanlage“), schöne breite Straßen „und wird jetzt auch Trottoir erhalten“. Durch die Kleinbahn bestehe direkte Verbindung mit Altfähr, Putbus und den rügensch *Badeorten*.

1926 verweist Griebens Reiseführer auf das 1844 eröffnete „Rettungshaus“ für arme und verahrloste Kinder (später „Knabenerziehungsheim“), das als Jugendherberge geöffnet sei, und auf Arzt und Apotheker im Ort. Zu den üblichen Ausflugsmöglichkeiten kommen Hinweise auf das Geburtshaus von Ernst Moritz Arndt in Groß Schoritz und das alte Pfarrwitwenhaus in der Zudarstraße, in dem Arndt seinen frühesten Unterricht erhalten habe. Um 1930 finden sich in den Reiseführern Angaben für „Automobilisten“: Das „Hotel Nordischer Hof“ verfügt inzwischen über eine Autohalle, erwähnt werden neu entstandene „Autostraßen“.

1935 hebt der Grieben das neue Ernst-Moritz-Arndt-Museum hervor („Eintritt jederzeit, 30 Pf.“), unter anderem mit dem Garzer Stadtbuch, und das 1930 eröffnete erste deutsche Diabetikerheim von Prof. Katsch, Greifswald.

Anziehungspunkte in der heutigen 2000-Einwohner-Stadt sind unter anderem das Ernst-Moritz-Arndt-Museum mit einem modernen Anbau nahe dem Burgwall, die Kirche, in der Arndt getauft wurde, die futuristische Kindertagesstätte „Wildblume“ (genannt „UFO“) und das nahe gelegene Gut Rosengarten.

Antworten

Ursula von der Leyen, auf dem Sprung nach Brüssel? – Was so überraschend schien – Ihre Nominierung für den Posten der EU-Kommissarin –, war es bei näherem Hinsehen gar nicht. Schon wahr: Einst sogar als künftige Kanzlerin gehandelt, mussten Sie sich mit dem Schleuderposten der Verteidigungsministerin anfreunden und einen Skandal nach dem anderen ausbaden. Gewiss gibt es eine Menge Leute bei der „Truppe“ und in politischen Zirkeln, die ganz froh wären, das „unpopulärste Kabinettsmitglied“ (Martin Schulz) loszuwerden. Selbst unter jenen, die das Verfahren Ihrer Nominierung jetzt empört kritisieren. Wer indes im Mai weder CDU noch SPD angekreuzt hat, sollte sich weniger über das Verfahren erregen als über die Motive derer, die Sie nominiert haben. Sonst so widerspenstige mittelosteuropäische Autokraten verzichteten gar auf eigene Vertreter in den EU-Spitzenfunktionen. Das dürfte nicht zuletzt darin begründet sein, dass Sie sich einen Namen als eifrige Befürworterin gemeinsamer „europäischer“ Militäreinsätze und einer „Armee der Europäer“ gemacht haben und mit Russland allenfalls „aus einer Position der Stärke“ heraus sprechen wollen.

Angela Merkel, kraftvolle Kanzlerin – Und wir haben uns schon Sorgen gemacht. In der letzten Zeit häuften sich Schreckensmeldungen wie: „Die Kanzlerin zitterte.“ Nicht aus Furcht vor einer nur wenig spürbaren Opposition, sondern wegen protokollarischer Überanstrengungen auf dem roten Teppich im diesjährigen Hitzemonat Juni. Jetzt ist in diversen Boulevard-Postillen zu lesen, dass die Liste der Premierengäste zur Eröffnung der diesjährigen Bayreuther Festspiele „erneut von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel angeführt“ wird. Wir können aufatmen. Wenn Sie den Almauftrieb auf den „Grünen Hügel“ samt anschließender „Tannhäuser“-Premiere – mindestens drei Stunden reine Spielzeit – locker überstehen können, haben wir uns umsonst Sorgen gemacht. Ihre Satrapen allerdings sollten sich ernsthafte Gedanken darüber machen, wie sie dem Schicksal der Frau von der Leyen entgehen können. Es gibt entschieden unattraktivere Entsorgungsposten.

Annalena Charlotte Alma Baerbock, grüne Spitzenkraft – Offensichtlich ließ es Ihnen keine Ruhe, dass Ihr Führungskollege Robert Habeck uns schon vor Monaten klargemacht hat, warum man ihn vielleicht doch besser nicht sehenden Auges zum Bundeskanzler wählen sollte. In einem Wahlkampfvideo hatte er dazu aufgerufen, Thüringen zu einem „freien, demokratischen Land“ zu machen. Als ihm diese Kampfansage öffentlich um die Ohren flog, toppte er den Fauxpas noch – und zwar nicht dadurch, dass er sich bei den Fasel- und Abkotzmedien Twitter und Facebook abmeldete, sondern durch seine infantile Begründung dafür: Twitter sei

(Hört! Hört!) ein „sehr hartes Medium, wo spaltend und polarisierend geredet“ werde, das färbe auch auf ihn ab.

Nun haben Sie nachgezogen: Das kürzlich wiederholte Zittern Angela Merkels bei öffentlichen Auftritten sei auf den Klimawandel zurückzuführen. Wörtlich sagten Sie: „Auch bei der Bundeskanzlerin wird deutlich, dass dieser Klimasommer gesundheitliche Auswirkungen hat.“ Und: „Auch Hitze macht vor Bundeskanzlern nicht halt.“

Wir danken für diese Klarstellung bezüglich Ihrer Eignung für höhere Weihen. An zerebralen Tieffliegern mit Zugang zu Schalthebeln hatten wir wirklich schon genug in diesem Lande.

Bemerkungen

Der Palast der DDRrepublik

Kaum ein Gebäude hatte so viel Symbolkraft für die DDR wie der Palast der Republik. Der Bau war ein Sinnbild für den real existierenden Sozialismus und gewissermaßen auch für eine kommunistische Zukunft. Es kam jedoch alles ganz anders. Vor dreißig Jahren ging der erste deutsche Arbeiter-und-Bauern-Staat unter, vor zehn Jahren wurden die letzten Spuren des Prachtbaus beseitigt. Aber bis heute haben gerade ältere DDR-Bürger ihre eigene Sicht auf das Statussymbol, verbunden mit Erinnerungen an den Palast als Arbeitsplatz, Veranstaltungsort oder einfach als Freizeitraum und Ausflugsziel. Immerhin rund 60 Millionen Menschen besichtigten das „Haus des Volkes“ zwischen 1976 und 1990.

Am 2. November 1973 wurde der Grundstein gelegt, nach 32-monatiger Bauzeit wurde der Palast am 23. April 1976 feierlich eröffnet – es war das Jahr der Biermann-Ausbürgerung. Dem Vorzeigebau war allerdings nur eine Lebezeit von 14 Jahren vergönnt. Was folgte, waren noch einmal 14 Jahre der Agonie, des Leerstands – bis nur noch Haut und Gerippe standen. Dann kamen die Abrissbagger.

Über die Jahre hinweg haben verschiedene Künstler Errichtung und Nutzung, Leerstand und Abriss begleitet. Eine Auswahl dieser künstlerischen Auseinandersetzung präsentiert die Rostocker Kunsthalle mit der Ausstellung „Palast der Republik. Utopie, Inspiration, Politikum“ (1. Juni bis 13. Oktober 2019). Die Rückschau mit unterschiedlichen Ausdrucksmitteln berücksichtigt verschiedene Blickwinkel, Meinungen und Positionen.

Zahlreiche historische Fotografien dokumentieren die Errichtung des Palastes und seine Nutzung. Der Fotograf Georg Eckelt und sein Sohn Christoph beispielsweise näherten sich dem Haus zu verschiedenen Zeiten; so entstanden in den 70er Jahren eine Fotodokumentation von der Baustelle und dem fertigen Bau und 2004 die Bildreportage „Heimkehr aus Troja“ über das asbestsanierte Skelett. Beide Serien veranschaulichen eindrucksvoll Aufbau und Rückbau. Von der Fotografin Sibylle Bergemann gibt es zwei sehr gegensätzliche Arbeiten. Das Foto von 1987 zeigt Besucher auf der Galerie des Hauptfoyers unter dem bekannten Lampenhimmel, während 2008 der Betrachter auf ein Ruinenfeld blickt. Ein letztes Foto von Irina Liebmann trägt den Titel „Arbeiter, den Arbeiterpalast abreißend“.

Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen Kunstwerke, die eigens für den Palast der Republik geschaffen wurden. 16 großformatige Gemälde hingen im Foyer. Die Rostocker Ausstellung präsentiert die Werke von Bernhard Heisig, Willi Sitte, Werner Tübke und Ronald Paris, die auch schon im Palast nebeneinander hingen, an einer Wand. Die Ausstattung des Palastes ist durch Möbel, Porzellan, Design-Entwürfe und einige der berühmten Foyer-Lampen ebenfalls erlebbar.

Begleitet wird die Rostocker Ausstellung von der Berliner Schau „Palast der Republik. Satellit – Kunsthalle Rostock im KVOSt“ (Kunstverein Ost, 20. Juni bis 28. Juli 2019), die trotz ihrer Eigenständigkeit als eine Einladung in die Ostseestadt wirken soll. Im Mitteldeutschen Verlag ist zu beiden Ausstellungen ein opulenter und reich illustrierter Katalog erschienen, der

besonders mit seinen Textbeiträgen zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem sensiblen „Palast“-Thema anregen will. „Wir leben heute in einer Kultur, die alle Zerstörungen dokumentiert, archiviert, interpretiert und künstlerisch aufarbeitet. [...] Die Zerstörung hat den Palast erst zum Star gemacht“, schreibt der russische Kunstkritiker Boris Groys. Und so kommt auch der Begleitskatalog mit einem goldenen Umschlag daher.

Kunsthalle Rostock und Elke Neumann (Hrsg.): Palast der Republik – Utopie, Inspiration, Politik. Mitteldeutscher Verlag, Halle 2019, 232 Seiten, 30 Euro.

Manfred Orlick

Zeugnisse einer Künstlerfreundschaft

In halbjährlichem Wechsel zeigt die Neue Galerie des Koserower Ateliers Otto Niemeyer-Holstein auf der Insel Usedom kleine, aber feine Sonderausstellungen, in denen Arbeiten Niemeyer-Holsteins mit denen von Mitgliedern seines großen Freundeskreises zusammengeführt werden. Derzeit sind es Zeichnungen und Bronzen von Gustav Seitz, die Gemälden und grafischen Arbeiten des Meisters begegnen. Beide Künstler verband eine tiefe Freundschaft, die bis zum Tode von Seitz im Jahre 1969 anhalten sollte. Eindrucksvoll ist der Kontrast zwischen den mitunter sehr französisch-leichten Federzeichnungen des Bildhauers und seinen gerade im Spätwerk zu archaischer Formensprache tendierenden Bronzen wie die „Kleine Kniende“ (1962). Von der raumbeherrschend aufgestellten „Lauschenden“ (1967) wurde extra für die Koserower Ausstellung durch die Gustav-Seitz-Stiftung ein Guss angefertigt. Die Figur korrespondiert mit der „Stehenden“ von 1957, die sich wiederum in einem stillen Dialog mit Niemeyer-Holsteins „Stehendem Akt“ aus dem Jahr 1960 befindet. Nur wenige werden Seitz’ „Porträt Otto Manigk“ (1965) kennen. Für die Ausstellung wurde der Porträtkopf des Ückeritzer Malers erstmals in Bronze gegossen. Es ist eine eindrucksvolle, sehr kraftvolle Arbeit.

Ab 19. Oktober werden in Koserow Arbeiten der Berlinerin Charlotte E. Pauly zu sehen sein.

„In alter Freundschaft ...“ Gustav Seitz und Otto Niemeyer-Holstein. Atelier Otto Niemeyer-Holstein, Ostseebad Koserow/Usedom, bis 13. Oktober 2019, täglich geöffnet von 10 bis 17 Uhr.

W. Brauer

Tucholsky für Eilige

Im Jahre 2012, hundert Jahre nach dem Erscheinen des „Bilderbuchs für Verliebte“, begleitete ich eine mir unbekanntes Gymnasialklasse nach Rheinsberg. Die Schüler, die vor allem in Berlin zu shoppen gedachten, erklärten einhellig: „Rheinsberg ist scheiße.“ Vom historischen Schloss wussten sie nichts, von dem Mann mit den 5 PS auch nichts – aber sie hatten ein Urteil. Bei schönstem Wetter blieben die Schüler im Bus, während meine Kollegin und ich die Jubiläumsausstellung zu „Rheinsberg“ ansahen.

Reden wir von einem „Auftragswerk“: Ulf Annel, Kabarettist der Erfurter „Arche“, hatte einen Tucholsky-Abend erarbeitet, den sich der Thüringer Rhino-Verlag als Büchlein vorstellen konnte. Entstanden ist das kleinste Bändchen, das der Rezensent je besprach: 12 mal 8 Zentimeter.

Der Gestus des Kabarets bleibt durch die Zwischentexte, Bilder, Kommentare und Aktualisierungen weitgehend erhalten. Auf den 93 Seiten des „Kleinen Tucholsky-Buches“ wird der Autor als Aphoristiker in der Tradition eines Lichtenberg, als Satiriker, politischer Kopf, Lyriker, Melancholiker und Privatmensch vorgestellt. Einige der Tucholsky-Klassiker findet der Leser wieder „Was darf Satire?“, „Ein Ehepaar erzählt einen Witz“, „Augen in der Großstadt“, „Wenn die Igel in der Abendstunde“... „Mutterns Hände“ ließ man weg und bot dafür die unterhaltsame, gar gebildete Merkel-Parodie „Muttis Hände“ (Wedel/Annel). Namen wie Olaf Scholz, Wulff, Röttgen, Lindenberg, Helene Fischer oder gar „Bernd“ Höcke werden genannt oder gar in Tucholskys Texte implantiert. Annel übertreibt es hier und da mit seinen Aktualisierungen, die gewiss auf dem Brett funktionieren. Ein Autor wie Tucholsky braucht solche Zutaten nicht.

Ein gestalterisches Problem zeigt sich in seinen verheerenden Folgen: Natürlich verträgt ein Miniaturbuch keine große Schrift. Die untergeordneten Kommentare und Überleitungen – in schwarzen Lettern auf weißem Grund – sind noch lesbar. Ausgerechnet die Tycholsky-Texte, kursiv gesetzt, in Rot auf rosa Papier, sind in ihrer Darbietung kein Augenschmaus, sondern ein Augengraus. Auch ein Lesen mit Lupe ist auf Dauer kein Vergnügen. Junge Leser, auch Gymnasiasten, hätten mit der Kleinstschrift keine Probleme. Gerade für sie wäre Kurt Tucholsky mit Vergnügen zu entdecken.

Das kleine Buch wurde ansprechend bereichert durch Fotos und Dokumente aus allen Lebens- und Schaffensphasen des Starautors der „Weltbühne“. Die hatte zwar 40 Jahre DDR, nicht aber die „Wende“ überlebt.

Ulf Annel: Kleines Tucholsky-Buch. Rhino-Verlag, Ilmenau 2019, 93 Seiten, 5,95 Euro.

Ulrich Kaufmann

Musikalische Hefe

In jungen Jahren sprießen nicht gar selten nur die lustbetonten, sondern auch die kreativen Triebe. Leider versiegt die künstlerische Ader oft im Erwachsenenalter. Und man ist peinlich berührt über Fundstücke aus früheren Lebensjahrzehnten.

Der in Niedersachsen geborene und aufgewachsene Achim Amme – ein kreatives Multitalent: Autor, Schauspieler und Musiker – wagte ein interessantes Experiment, indem er fünf Jahrzehnte alte eigene Liedtexte mit selbst komponierten Melodien auf eine CD bannte. Während Teile der westdeutschen Studentenschaft den Aufstand gegen den Muff von 1000 Jahren probten, erlebte Achim Amme 1968/69 als Austauschschüler im Rahmen eines einjährigen Auslandsaufenthalts in den USA die Sonnen- und Schattenseiten jenseits des Atlantiks. Sein musikalisches Schatzkästchen hält persönliche Eindrücke und Erinnerungen an diese Zeit in „Am(m)erica“ fest – von Liebesträumen über das Spießertum der Erwachsenen bis zu den das Stadtbild dominierenden Wolkenkratzern, dem in Stahlbeton gegossenen Manifest architektonischen Wahnsinns.

Die Musik atmet den Spirit der damaligen Zeit, ohne dass die vierzehn Songs billige Beatles- oder Yardbirds-Imitate wären. Achim Amme bezeichnet sein Werk selbst, für das er den renommierten Produzenten Julian Dawson gewinnen konnte, als „Zeitreise, die uns ans Ende der 60er Jahre führen sollte.“

Dem früheren Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker wird der Satz zugeschrieben: „Musik ist nicht die Sahne auf dem Törtchen, sondern die Hefe im Teig der Gesellschaft.“ Achim Amme beweist mit seiner CD-Veröffentlichung, dass manches Hefestück auch noch ein halbes Jahrhundert später gären kann.

Achim Amme: Ammerica. CD, Timezone Records 2019, ca. 14,90 Euro.

Thomas Rüger

Blätter aktuell

Das vergangene Jahrhundert stand ganz im Zeichen der USA-Dominanz. Doch Donald Trumps Bruch mit der außenpolitischen Tradition Woodrow Wilsons hat die amerikanische Demokratie zu einem politischen Auslaufmodell degradiert, schreibt der Wirtschaftshistoriker Adam Tooze. Trump habe damit jedoch keineswegs den Führungsanspruch der USA aufgegeben, im Gegenteil: „America first“ gilt nicht nur nach innen, sondern auch nach außen – beim Handelskrieg mit China wie bei der Abkehr vom Pariser Klimaabkommen.

Fridays for Future, Scientists for Future, Parents for Future und nun auch noch Trade Unions for Future? Der Politikwissenschaftler und *Blätter*-Mitherausgeber Ulrich Brand fordert die Gewerkschaften auf, sich stärker für das Klima einzusetzen und erklärt, wie gerade Industriegewerkschaften aus dem Dilemma Arbeitnehmerschutz versus Klimaschutz herauskommen können: Nur wenn sie Klima-, Degrowth- und Arbeiterbewegung verknüpfen, werden Gewerkschaften wieder zum Fürsprecher des guten Lebens für alle Lohnabhängigen.

Politik braucht Dialog, doch Hass und Gesprächsverweigerung gelten zunehmend wieder als legitime politische Mittel. Der Soziologe Helmut Fehr analysiert vor diesem Hintergrund die Gesprächskultur der Runden Tische der späten 1980er Jahre und erinnert daran: Dialog war vor 30 Jahren das entscheidende Moment für den Weg zur friedlichen Revolution und in die liberale, pluralistische Demokratie. Denn friedlicher politischer Wandel ist nur möglich, wenn aus Feinden Gegner werden.

Dazu weitere Beiträge, unter anderem: „AfD: Die neue Macht im Osten“, „Griechenland: Tsipras' Absturz“ und „Niederlande: Populismus mit intellektuellem Anstrich“.

Blätter für deutsche und internationale Politik, *Berlin, Juli 2019, Einzelpreis: 9,50 Euro, Jahresabonnement: 79,80 Euro (Schüler & Studenten: 62,40 Euro). Weitere Informationen im Internet.*

am

WeltTrends aktuell

Die Eskalationsgefahr im Nahen und Mittleren Osten ist groß. Nach dem Ausstieg der Trump-Regierung aus dem multilateralen Atomabkommen mit Iran sollen harte Sanktionen „maximalen Druck“ auf Teheran ausüben. Immerhin ist Iran der einzige Staat in der Region, der Washington Paroli bietet. Trumps Vorhaben, Teheran in die Knie zu zwingen, ist jedoch zum Scheitern verurteilt, schlussfolgern die Iran-Experten Behrooz Abdolvand und Heinrich Schulz in ihrer Analyse des seit der Revolution von 1979 schwierigen Verhältnisses zwischen der Weltmacht USA und der Regionalmacht Iran. Weitere Autoren verweisen auf den Nationalismus, mit dem die iranische Führung versucht, den unter wirtschaftlicher Misere leidenden Menschen rhetorisch entgegenzukommen, untersuchen die Beziehungen zwischen Indien und Iran wie auch die „Zweckehe“ von Iran und Russland in Syrien.

Im *WeltBlick* geht es um Wahlen: in Spanien, der Ukraine und Südafrika.

Der *Kommentar* setzt sich mit dem Ergebnis der jüngsten EU-Wahlen auseinander.

Die *Analyse* beschäftigt sich mit dem Stillstand in Albanien. Die große Mehrheit der Albaner befürwortet den EU-Beitritt, die demokratische Entwicklung im Land wie auf dem gesamten Westbalkan stagniert jedoch.

Vor 100 Jahren wurde auf der Pariser Friedenskonferenz eine neue Weltordnung kreiert, die jedoch nur zu bald im Zweiten Weltkrieg unterging. In der *Historie* werden die Ergebnisse der Konferenz unter die Lupe genommen.

WeltTrends – *Das außenpolitische Journal, Heft 153 (Juli) 2019 (Schwerpunktthema: „Brennpunkt Iran“), Potsdam / Poznan, 4,80 Euro plus Porto. Weitere Informationen im Internet.*

am

Aus anderen Quellen

Das unveränderte Strickmuster des Agierens des US-Sicherheitsberaters John Bolton, eines belizistischen Falken, erläuterte **Florian Rötzer**: „Es werden neue Gefahren für die USA verstärkt oder auch erfunden, um dann einen Konflikt zu eskalieren, mit dem sich amerikanische Interessen durchsetzen lassen, darauf vertrauend, dass kein Land einen militärischen Konflikt mit den USA riskieren möchte.“ Jetzt hat Bolton gedroht: „Angreifer wie Russland oder andere würden einen ‚Preis zahlen‘ müssen, wenn sie ‚Cyberoperationen‘ gegen die USA ausführen sollten. Die Logik ist ähnlich wie bei den Sanktionen. Man schnürt ein Land so weit ab, bis es klein beigt. So zumindest die Erwartung des Bullen mit den größten Muskeln.“

Florian Rötzer: US-Sicherheitsberater Bolton droht mit Cyberangriffen, heise.de, 12.06.2019. [Zum Volltext hier klicken.](#)

*

„Sie haben heute schon einen Kaffee getrunken! Stimmt's?“, fragt **Marco Dettweiler** und fährt fort: „Ich auch. Wie haben Sie ihn gemacht? Kaffeemaschine? Vollautomat? Cafetiere? Siebrä-

ger? Handfilter? Aeropress? Kapselmaschine? Eine Methode wird es gewesen sein. Bei jeder kann etwas schief gehen. Jede hat ihre Vorzüge. Trotzdem nerven ein paar Dinge am deutschen Kaffeekonsum.“

Marco Dettweiler: Fünf Dinge, die am deutschen Kaffeekonsum nerven, faz.net, 01.05.2019. [Zum Volltext hier klicken.](#)

*

„Die Pest galt lange Zeit als Geißel der Menschheit“, schreibt **Walter Willems**, „und viele Weltregionen werden bis heute regelmäßig heimgesucht. Europa ist seit dem Ende der Dritten Pandemie Mitte des 20. Jahrhunderts pestfrei.“ Die Gründe dafür haben Forscher um Barbara Bramanti von der Universität Oslo herausgefunden.

Walter Willems: Warum die Pest in Europa tatsächlich ausstarb, welt.de, 17.04.2019. [Zum Volltext hier klicken.](#)

*

Günter Gaus' über 250 zwischen 1963 und 2004 – überwiegend unter dem Titel „Zur Person“ – geführte Fernsehinterviews mit Prominenten aus Politik, Kunst, Wirtschaft, Wissenschaft und Religion sind zeitgeschichtliche Dokumente von bleibender Relevanz. In der Ausstrahlung vom 19.11.1997 war sein Gesprächspartner Hermann Kant.

Gaus: Rechtfertigt sich für Sie immer noch Stalinismus, weil er antifaschistisch war?

Kant: Das muss ich zunächst auch einmal ganz persönlich nehmen. Wenn es nach den Taten gegangen wäre, als deren Begleiterscheinung ich in Polen in Erscheinung trat, dann hätte man mich ja ohne weiteres umbringen dürfen. Das also war bei diesen Millionen Toten eigentlich erlaubt. Dass man es nicht getan hat, hat mich sehr ins Stutzen gebracht. Ich habe darüber nachgedacht. Jener Stalin war der Oberste von all denen, die mich gefangen hielten. Er hat nicht verhindert, dass sie mich nicht umgebracht, sondern stattdessen geheilt haben. Ich war ja ein sehr versehrter Mann; man hat mich aus dem Beinahe-Tod wieder ins Leben geholt. Auch das war für mich natürlich mit der Überschrift „Stalin“ versehen. dass dann anderen Leuten viel, viel Schlimmes geschehen ist unter demselben Namen, habe ich im Laufe der Zeit zur Kenntnis nehmen müssen und mich dementsprechend auch davon abgewandt. Aber ich kann es nicht so einfach machen.

Günter Gaus im Gespräch mit Hermann Kant, ORB, 19.11.1997. [Zum Volltext hier klicken.](#)

Letzte Meldung

Manuela Schwesig, Ministerpräsidentin von Meck-Pomm und eine von drei Interimsvorsitzenden der SPD, will nicht ins Rennen um den Parteivorsitz gehen. Über den Grund dafür man muss gar nicht rätseln. Den benannte André Mielke in der *Berliner Zeitung*, als er Schwesigs Einlassung „Wenn die Grünen in Regierungsverantwortung kommen, wird das Soufflé total zusammenfallen.“ kommentierte: „Als Suizidaldemokratin weiß sie, wie es sich anfühlt, wenn ein alter Auflauf über einem einläuft.“

Ganz anders Gesine Schwan: Sie hat ihren Hut beherzt ins Sommerloch, pardon, in den Ring geworfen. Mit ihren 76 Lenzen ist die Dame immerhin nur knapp halb so betagt wie die alte Tante SPD und auch bloß drei Jahre älter als Konrad Adenauer zum Zeitpunkt seiner ersten Wahl zum Bundeskanzler. Da möchte man den Genossen mit Gottfried August Bürger einfach nur zurufen: „Hallo! Hallo! Frischauf gewagt!“

Alfons Markuske

Zum Hitler-Stalin-Pakt

von Erhard Crome

In der Nacht vom 23. zum 24. August 1939 wurde in Moskau der sogenannte Hitler-Stalin-Pakt unterzeichnet. Es war tatsächlich ein Vertrag, den die beiden Außenminister Wjatscheslaw M. Molotow und Joachim von Ribbentrop unterschrieben. Stalin steht auf den Bildern mit einem Lächeln dabei. Hitler hat es nie bis Moskau geschafft.

Aus deutscher Sicht war die Sache klar: Die Sowjetunion sollte für andere die Kastanien aus dem Feuer holen und beim Überfall Deutschlands auf Polen nicht stören. Die Rolle der Sowjetunion bei diesem Vertrag ist jedoch umstritten. Die eine Position lautet, Stalin habe Hitler das Tor zum Überfall auf Polen überhaupt erst geöffnet, die andere, er habe der Sowjetunion eine Atempause verschafft – der deutsche Überfall auf die Sowjetunion begann am 22. Juni 1941, fast zwei Jahre später.

Hauptbestimmungen des Vertrages waren die Nichtangriffsverpflichtung, Neutralität im Falle „kriegerischer Handlungen seitens einer dritten Macht“ – ungeachtet dessen, wer für den Krieg verantwortlich war – sowie eine Konsultationsverpflichtung im Streitfall. Ein geheimes Zusatzprotokoll legte die Interessensphären Deutschlands und der Sowjetunion auf dem Territorium Polens sowie im Baltikum fest. Am 1. September 1939 erfolgte der deutsche Überfall auf Polen, am 17. September war das Land geschlagen und sowjetische Truppen besetzten Ostpolen. In Ergänzung dazu schlossen Deutschland und die Sowjetunion am 28. September 1939 einen „Grenz- und Freundschaftsvertrag“. Darin konstatierten sie voller Hohn „das Auseinanderfallen des bisherigen polnischen Staates“ und erklärten es „ausschließlich als ihre Aufgabe, in diesen Gebieten die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen“. Angefügt waren wieder Geheimprotokolle, die unter anderem eine Veränderung der Demarkationslinie zwischen beiden Seiten zugunsten der Sowjetunion vorsah. Hitler schien, was die Territorialfragen anbetraf, großzügig – für ihn wurden die Vereinbarungen mit dem Überfall auf die Sowjetunion ohnehin gegenstandslos.

Die sowjetische Führung dagegen ging davon aus, dass eine Verschnaufpause von längerer Dauer gewonnen sei, weil Deutschland noch längere Zeit mit dem Krieg gegen Frankreich und Großbritannien beschäftigt sein werde, sich die Fronten in Frankreich festfressen würden wie im Ersten Weltkrieg, und die Deutschen nicht so dumm sein könnten, erneut einen Zweifrontenkrieg zu führen. Das rasche militärische Vorgehen der deutschen Truppen in Frankreich und ganz Westeuropa 1940 ließ Hitler jedoch glauben, dass „Blitzkrieg“ funktioniere und auch gegen die Sowjetunion möglich sei.

Gleichwohl bleibt es eine wichtige Frage auch heute, von welchen Voraussetzungen beide Seiten ausgingen. Zunächst sah die sowjetische Führung die Auseinandersetzungen zwischen den faschistischen Achsenmächten und den Westmächten als Ausdruck zwischenimperialistischer Widersprüche. Die Sowjetunion sei nicht bereit, für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen, wie Stalin in seiner Rede vor den Delegierten des XVIII. Parteitages der KPdSU am 10. März 1939 sagte. Das Fehlen der Bereitschaft Großbritanniens und Frankreichs im Sommer 1939, rasch ein verbindliches Bündnis gegen das faschistische Deutschland zu schließen, sah Moskau als Zeichen dafür, dass der Westen die deutsche Kriegsmaschine gegen die Sowjetunion leiten wolle. Das zu verhindern, gab aus sowjetischer Sicht der Nichtangriffsvertrag die Möglichkeit.

An dieser Stelle ist an den sogenannten Hoffmann-Plan zu erinnern, der 1922 von General a. D. Max Hoffmann erarbeitet worden war und sowohl das sowjetische als auch das deutsche Denken beeinflusste. Diese Perspektiven sind in dem Buch „Feldzug gegen Moskau“ („Hitler over Russia“) von Ernst Henry deutlich umrissen, das 1936 in London und 1937 auf Deutsch in Paris erschien. Henry war das Pseudonym von Leonid A. Chentow, der 1904 in Russland als Sohn einer wohlhabenden Familie geboren worden war, bereits als Jugendlicher für die Kommunistische Jugendinternationale arbeitete, dann in Deutschland und ab 1933 in London lebte, bei den Nazis auf einer Sonderfahndungsliste stand und nach dem Zweiten Weltkrieg in die Sowjetunion zurückkehrte, wo er bis zu seinem Tod 1990 als marxistischer Theoretiker, Schriftsteller und Journalist lebte.

General Max Hoffmann spielte im Ersten Weltkrieg eine wichtige militärische und politische Rolle. Man kennt ihn von den Bildern der Verhandlungen über den Raubfrieden von Brest-Litowsk 1917/18. Zu jener Zeit war er Generalstabschef der deutschen Truppen an der Ostfront. Henry leuchtete zunächst den biographischen Hintergrund aus. Hoffmann, geboren in Nordhessen 1869, war aus bürgerlichem Hause, im Unterschied zur Mehrheit der Angehörigen des deutschen Generalstabs. Er hatte die Preußische Kriegsakademie absolviert, war 1898 als Militärattaché in St. Petersburg und ab 1899 in der Russland-Abteilung des Generalstabs eingesetzt. Während des russisch-japanischen Krieges war er 1904/05 Vertreter des deutschen Generalstabs bei der 1. Japanischen Armee in der Mandschurei. Was Hoffmann damals sah, beschreibt Henry so: „eine riesige, sich in Tausende von Kilometern streckende Front; eine gewaltige, Millionenreserven zählende, aber wie ein Holzklotz sich bewegende und wie ein Büffel kämpfende Armee, die sich verteidigt; und eine zweite, ganz kleine, aber wie aus einem Guss geformte, vollkommen durchtrainierte, mit Energie erfüllte, zweite Armee, die angreift und den Koloss wie ein Federkissen durchbohrt.“

Dieses Bild habe Hoffmann niemals losgelassen. Bei Kriegsausbruch 1914 war er Chef der Operationsabteilung der 8. deutschen Armee, die in Ostpreußen stand. Nach dem Schlieffen-Plan lag die maßgebliche Front im Westen, während im Osten nur die Stellung gehalten werden sollte. Tatsächlich blieb der Bewegungskrieg im Westen stecken, während die „Schlacht von Tannenberg“ Ende August 1914 mit einem deutschen Sieg über zahlenmäßig überlegene russische Truppen endete, der für die deutsche Kriegspropaganda die Niederlagen im Westen überdeckte. Offiziell galten die Generale Ludendorff und von Hindenburg als Schöpfer dieses Sieges, tatsächlich waren es wesentlich die Kriegspläne, die Hoffmann ausgearbeitet hatte. Nachdem Hindenburg und Ludendorff 1916 die Oberste Heeresleitung übernommen hatten und vor allem mit dem Krieg im Westen befasst waren, war Hoffmann Stabschef im Osten. Henry betont, dass Hoffmann die russischen Armeen nur als schwach gesehen hatte: „in Gestalt der verfaulten Divisionen“ von 1905, „in Gestalt der aufgelösten, panischen Korps“ des Jahres 1914 und „zum dritten Mal im November und Dezember 1917 in Gestalt der um Frieden bittenden und vor seinen brutalen Bedingungen nachgebenden ‚bolschewistischen Armee‘“

Unter diesem Eindruck erarbeitete Hoffmann Anfang der 1920er Jahre seinen Plan zu einem konzentrierten Überfall britischer, französischer und anderer Truppen unter deutschem Kommando auf die Sowjetunion mit „blitzartigem Marsch“ auf Leningrad und Kiew, am der Ende Eroberung Moskaus und der „Säuberung des Landes bis zum Ural“. Zu jener Zeit war er Privatperson, hatte weder Truppen noch einen staatlichen Auftrag – die deutsche Reichswehrführung kooperierte mit Sowjetrußland. Gleichwohl wurde dieser „Hoffmann-Plan“ in besonders anti-sowjetischen Kreisen in Deutschland und Westeuropa diskutiert. Henrys Grundannahme von 1936 war, dass die deutsche Naziführung den Hoffmann-Plan zur Grundlage ihrer Kriegspläne gegen die Sowjetunion gemacht hatte. Das Stillhalten der Westmächte gegenüber der Wiederbesetzung des Rheinlandes 1936 war für ihn Zeichen, dass sie die Wendung des deutschen Faschismus gen Osten unterstützen; die Errichtung autoritärer beziehungsweise faschistischer Regimes im Baltikum und in Südosteuropa waren in diesem Sinne Teil der Vorbereitung des Aufmarsches gegen die Sowjetunion.

Hoffmann starb 1927. Henry betonte, der habe nur das Ende der Macht des Zarentums gesehen, nicht die Geburt der neuen bolschewistischen Armee. Sein Vorwort endet mit den Worten: „Hitler marschiert. Dass die andere Armee vorbereitet ist, ihn zu empfangen, mag dieses Buch zeigen.“ Zeitgenossen lasen das Buch als Voraussage eines „großen Krieges“ gegen die Sowjetunion.

Nach 1945 leugnete die sowjetische Führung beständig die Existenz der Geheimprotokolle zum Hitler-Stalin-Pakt, obwohl sie im Westen aus den deutschen Archiven bekannt waren. Erst in der zerfallenden Sowjetunion änderte sich das. Der Kongress der Volksdeputierten erklärte am 24. Dezember 1989 den deutsch-sowjetischen Nichtangriffsvertrag und die Zusatzprotokolle für nichtig, „ex tunc“: von Anfang an, rückwirkend.

Die Interpretation, der Pakt habe der Sowjetunion eine Atempause verschafft, wurde bis zum Schluss beibehalten. Es gab jedoch ein Nachspiel. 1965 schrieb Ernst Henry einen Brief an den Schriftsteller Ilja Ehrenburg, in dem er diese Interpretation bestritt. Stalin habe die Rote Armee

am Vorabend des Krieges ihrer Verteidigungskraft beraubt, insbesondere durch die Zerschlagung ihres Kommandeursbestandes. Auf eine „ernsthafte Stärkung der sowjetischen Verteidigung in den voraussichtlichen Richtungen des bevorstehenden Vormarsches der Wehrmacht“ wurde verzichtet. Die Sozialfaschismus-These habe die Spaltung der Arbeiterklasse vertieft und mit dem Hitler-Stalin-Pakt und Stalins Befehl an die kommunistischen Parteien in aller Welt, „jede antifaschistische Propaganda sofort einzustellen und sich für ein friedliches Übereinkommen mit Hitler einzusetzen“, habe Stalin die Verteidigung gegen Hitler-Deutschland nicht gestärkt, sondern geschwächt. Er räumte „Hitler die Chance ein, vor dem Überfall auf die Sowjet-Union Frankreich und Großbritannien auszuschalten und die USA zu neutralisieren“. Dass das am Ende nicht funktionierte, war nicht Stalins Verdienst. Stalin hätte spätestens 1941 „wegen völliger Unfähigkeit mit Schimpf und Schande“ davongejagt werden müssen.

Soweit die Tragödie. Die Farce folgte 1988. Die sowjetische Zeitschrift „Sputnik“ publizierte neben anderen kritischen Texten zu Stalin und zum Hitler-Stalin-Pakt diesen Brief von Henry an Ehrenburg. Deshalb verbot die SED-Führung im November 1988 die weitere Verbreitung der Zeitschrift in der DDR. Erich Honecker sprach vom „Gequake wildgewordener Spießer“.

DAS BLÄTTCHEN

Zweiwochenschrift für Politik – Kunst – Wirtschaft

Erscheinungsweise: online

<https://das-blaettchen.de>

Herausgeber:

Wolfgang Sabath †

und der Freundeskreis des Blättchens

Redaktion:

Margit van Ham

Wolfgang Brauer

Detlef-Diethard Pries

Wolfgang Schwarz (V.i.S.d.P.)

Telefon: 0178 . 629 70 61,

E-Mail: redaktion@das-blaettchen.de

Hinweis für Autoren:

Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein.

Ein Veröffentlichungsanspruch besteht nicht. Es werden keine Honorare gezahlt.

Manuskripte bitte nur in elektronischer Form und aktueller Rechtschreibung.

Es wird gebeten, in den Texten von Fußnoten und der Verwendung von Links abzusehen.

Soli-Konto:

Wolfgang Schwarz

IBAN: DE43120300001011452503

BIC: BYLADEM1001

Zweck: Blättchen-Online

Realisierung: Thomas Meyer, allroundsupport.de

Redakteur dieser Ausgabe: Detlef-Diethard Pries

Redaktionsschluss: 5. Juli 2019

Die Bilder in der Zeitung von Rudolf Arnheim

Früher sahen die Zeitungen ernsthafter aus als heute. Dichte Kolonnen, kaum durch ein paar Absätze aufgelockert, liefen in strengen Bahnen über die Seite, die Titel waren ein wenig größer gedruckt als der Text und bestanden in einer sachlichen Inhaltsangabe. Man mußte Ruhe, Konzentration und nicht wenig Zeit haben, um eine Zeitung zu lesen. Geduldig mußte das Auge die gleichförmigen Zeilen abtasten, und ganze Dezimeter weit und breit winkte kein Fleckchen unbedruckten Papiers als erquickende Oase. Jedoch der Respekt vor dem gedruckten Wort, der sich in solchem ehrwürdigen Satzspiegel ausdrückte, hat bei näherer Bekanntschaft recht nachgelassen. Der Leser hat sein Bedürfnis nach übersichtlicher, leicht faßlicher Lektüre auf der ganzen Linie durchgesetzt, die Zeitungen sind in mancher Beziehung äußerlicher, primitiver geworden. So wie der Nachrichtendienst sich auf Sensation und knalligen Effekt umgestellt hat, so wie heute auch die größten Zeitungen ihren Lesern im lokalen Teil bieten, was sie ihnen im Romanteil aus Prestigegründen vorenthalten, nämlich den spannenden Schauerroman, so hat sich auch das typographische Bild des Satzspiegels aufgelockert. Kurze Abschnitte, Hervorhebungen im Fettdruck, ein ornamentales Balkenwerk, das die Glätte der Druckseite in mundgerechte Stückchen zerhackt, und wenn irgendwo eine Hausangestellte ihren Dienstherrn ins Bein gebissen hat, so setzt es eine Schlagzeile quer über die Seite in einer Typengröße, wie man sie früher nur an den Anschlagssäulen kannte. Marktschreierische Titel, wie die Filmfabrikanten sie nicht zündender zu erfinden wissen, laden zum Bade, so als könnte die Redaktion selbst auf die Kundschaft derjenigen nicht ohne weiteres zählen, die sich doch den Zugang zur Lektüre schon durch bare Bezahlung des Blattes erworben haben.

Die Zeitung wird heute immer mehr für einen Leser gemacht, der nur mit einem Auge bei der Sache ist, den Kopf voller Geschäftssorgen und nur oberflächlich interessiert, der flüchtig die Seiten durchblättert und alles gar nicht so genau wissen will. Zur Entschuldigung wird dann angeführt, daß im hastigen Rhythmus unsres Zeitalters der gehetzte Großstadtmensch... aber das ist eine faule Beschönigung für die Tatsache, daß sich die Zeitungen einer Konjunktur fügen, die geistige Qualitäten nicht mehr sehr wichtig nimmt, daß sie, statt erzieherisch jene Lesekultur aufrecht zu erhalten, die früheren Generationen selbstverständlich war, der Bequemlichkeit über das erlaubte Maß hinaus schmeicheln. Die Schuld dieses neuen Zeitungsstils ist es, daß immer mehr die Leute aussterben, die ein Buch, wenn es mehr als hundert Seiten stark ist, mit Geduld zu Ende zu lesen verstehen.

Die Zeitung ist zum Bilderbuch der Erwachsenen geworden. Und sie ist nicht lange ein Bilderbuch ohne Bilder geblieben. Es wäre sinnlos, den publizistischen Wert des Bildes zu unterschätzen. Die Photographie eines Gebäudes, einer Maschine, eines Demonstrationszuges unterstützt das schil-

dernde Wort auf unübertreffliche Weise. Und was gar die Porträts angeht, so kann man davon gar nicht genug haben. Bilder also sind wichtig und zweckdienlich. Aber sie müssen gut sein.

Leider ist es heute so, daß der Leser mit einer Flut von völlig unbrauchbarem Bildermaterial überschüttet wird. Nicht nur daß die Aufnahmen an sich ohne Gefühl für das Wesentliche gemacht sind, daß sie uncharakteristisch sind und dadurch irreführen; daß der berühmte Staatsmann in einer verzerrten Momentpose erfaßt wird, die für sein wirkliches Aussehen nicht bezeichnender ist als für das seines Chauffeurs; daß aus Verspieltheit Bilder gebracht werden, die nichts besagen; („Das Großfeuer in der Kommandantenstraße“ — und dann ein paar verkohlte Bretter mit Rauch und Flammen, wie man sie unter jedem Waschkessel sehen kann). Vor allem ist es die Reproduktionstechnik, die völlig unzureichend ist. Photographien werden in Autotypie reproduziert, aber diese Technik eignet sich nicht für Zeitungspapier. Es muß ein sehr grober Raster gewählt, das heißt: das Bild muß in ziemlich große Punkte zerlegt werden, und schon das führt, da es sich zumeist um Bilder kleinen Formats handelt, zu unerträglichen Verfälschungen. Aber selbst dieser grobe Raster verhindert nicht, daß die Druckfarbe auf dem ungeeigneten Papier schmiert. Es entsteht ein nutzloser Brei: zwei dunkle Augen, zwei Rühreier im Glas — und nun kann sich der Leser nach der Unterschrift informieren, ob das den neuen Staatssekretär oder das Elefantenbaby Kalifa darstellt.

Der Verein für Ballbehandlung, Luckenwalde, erzielt ein Tor, der Oberbranddirektor von New York verläßt den Bahnhof, die Überschwemmung in der Lüneburger Heide richtet Verheerungen an, aber es steht alles bloß darunter, und im Bilde schwebt eine unbestimmte Wolke, der große Krumme. Es ist nicht wahr, daß unsre Zeitungen Bilder bringen. Sie bringen Klischees, chefs d'oeuvre inconnus, von denen niemand nichts weiß. Dann schon lieber keine Bilder.

Es gibt den Ausweg, statt der Photographien Zeichnungen zu bringen. Zeichnungen lassen sich als Strichätzungen reproduzieren und geben auch auf schlechtem Papier ein sauberes Druckbild. Dieser Ausweg ist gut, wenn die Zeichnungen gut sind. Aber wahrlich, die Zeichnungen taugen nichts. Wenn sich der Zeichner in den Dienst der Zeitungsreportage stellt, so kommt es vor allem darauf an, daß er das Charakteristische seiner Objekte treffe, daß er ihnen gerecht werde. Ein Stillebenmaler darf aus seinen Äpfeln machen, was er will, aber eine Gerichtsverhandlung ist kein Stilleben. Der Künstler muß hier hinter dem Berichtstatter zurückstehen.

Aber es ist gar nicht die nicht niederzuzwingende künstlerische Eigenart, die neunzig Prozent der Pressezeichnungen unbrauchbar macht. Es ist die Unfähigkeit und Lässigkeit der Zeichner. Die Entwicklung der modernen Kunst hat soweit auch auf die Gebrauchsgraphik eingewirkt, daß wir heute von so einer Zeichnung nicht mehr naturalistische Treue oder Voll-

ständigkeit der Details verlangen: Sie darf stilisiert, sie darf großzügig sein. Aber grade eine großzügige Zeichenmanier, die nicht am einzelnen Härchen klebt, kann Charakteristisches geben: mit besonderer Freiheit kann hier der Künstler das Wichtige herausarbeiten, sozusagen eine Interpretation des Gesichts geben. (Wir wollen uns im folgenden auf Porträtzeichnungen beschränken.) Das aber tun unsre Pressezeichner nicht. Sie sind unfähig und ungeübt, das, was sie sehen, entsprechend zu Papier zu bringen. Sie erfassen die Melodie eines Gesichts nicht, sondern halten sich an die Schnurrbartspitzen. Sie stilisieren blind drauflos, ohne Rücksicht auf das Vorbild, sie „kari-kieren“. Karikatur — das ist bei ihnen die euphemistische Bezeichnung für Mangel an Übung und Talent. Trifft einer nicht den rechten Fleck, sondern daneben, so hat er halt kariert. Wer nie einen Zeichenstift in der Hand gehabt hat, meint leicht, alles, was der Zeichner auf Papier bringt, geschehe nach seiner Absicht. Er weiß nicht, daß beim durchschnittlichen Zeichner neun Zehntel seiner Striche nur zufällig grade so und nicht ein bißchen — aber entscheidend — anders ausfallen. Er hält die schiefe Nase für den geistreichen Deutungsversuch eines, der souverän über seinen Mitteln steht, und merkt nicht, daß hier die bare Willkür herrscht.

Neulich haben sie Albert Einstein gezeichnet. In den Zeitungen und Zeitschriften erschienen unzählige Porträts: Menschen, voneinander verschieden wie die Nacht vom Tage: wohlgenährte Getreideschieber und fanatische Ostjuden — Albert Einstein war nicht darunter, obwohl sein Name herhalten mußte. Das Gefährliche ist: Die Zeichnungen sind nicht nur nicht ähnlich, sondern geben wider Willen des Urhebers einen falschen Charakter. Sie sind fast alle aus Versehen sprechend ausdrucksvoll, sie stellen ganz jemand andres dar. Jacob Wassermann — ein patziger Argentinier; Cilly Außem — eine neurotische Krankenschwester; Heinrich Mann — ein prüder Buchhalter; Fritz von Unruh — ein vorbestrafter Quartalssäuer; Oskar Bie — ein Aristide Briand; Carl Severing — ein Gerhart Hauptmann. Sie verfälschen dem Publikum, das jeden Schnitzer für die pure Natur nimmt, jedes Gesicht, auf dessen Kenntnis es ein Anrecht hätte. Jeder Künstler, Politiker, Sportsmann schickt eine Berichtigung, wenn ein Reporter Unwahres über ihn verbreitet; aber er ist machtlos, wenn unbegabte und undisziplinierte Zeichner der Öffentlichkeit das Gesicht eines Börsenjobbers oder eines versoffenen Metzgermeisters als das seinige präsentieren.

Wir kommen nunmehr zu B. F. Dolbin. Es ist nicht unbillig, daß dieser mit Namen genannt wird, während die übrigen pauschal angegriffen werden. Denn es handelt sich hier um eine Marke, die für die ganze Branche als Sammelbezeichnung gelten kann so wie Odol für die Mundwässer jeglichen Geschlechts. Etwa fünf Prozent — die Quantität der Dolbinschen Produktion ladet zu statistischen Untersuchungen ein! — etwa fünf Prozent seiner Zeichnungen geraten ähnlich. Aber das ist nicht mehr als die Zahl der nach der Wahrscheinlichkeit zu erwartenden Zufallstreffer. Es ist nicht sein Verdienst. Er

verwaltet das verantwortungsvolle Amt, das man ihm allerorten einräumt, liederlich. Mit einer gewissen nervösen Fähigkeit des Strichs mimt er persönlichen Stil und erspart er sich ein präzises Entweder-Oder. Mit dem locker hingegebenen Handgelenk eines guten Mediums bietet er dem Glück die Hand. Auf einem Gebiet, wo Hazardspiel verboten sein sollte. Er dichtet unbescholtenen Prominenten schiefe Augen, wattierte Backenknochen und einen lasziven Zug um den Mund an. Und es ist alles nicht böse Absicht, sondern Fahrlässigkeit, weil es ihm nämlich gar nicht gegeben ist, Absichten, selbst wenn er sie hätte, zu verwirklichen. Und so tragen denn die Männer der Öffentlichkeit nicht das Gesicht, das ihnen in einem einzigen Exemplar wirklich zugehört, sondern jenes, das Herr Dolbin in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiten läßt. Der liebe Gott sollte nachgeben und, der Einfachheit halber, unsre Prominenten gleich nach Entwürfen Dolbins anfertigen. Anders ist Übereinstimmung nicht zu erzielen.

Die Bildnisreportage ist ein ebenso wichtiges wie verwahrlostes Gebiet. Was die Pressezeichner anlangt, so ist der Übelstand nicht darin begründet, daß wir zu wenig gute Zeichner haben, sondern die Redakteure legen nicht genug Wert auf saubere Berichterstattung. Die Kunst des Porträtzeichnens ist nicht leicht, aber selbst für einen mittelbegabten Zeichner, wenn er nur Verantwortungsgefühl hat, durchaus erlernbar. Es darf nicht so weitergehen. Diese fortgesetzten Körperverletzungen mit lächerlichem Ausgang müssen aufhören.

Die Weltbühne, Nr. 15/1929.